



André Marx

Die ??? Band 105

Der Nebelberg

scanned by pk
corrected by ab

Eine Wandertour in den Rocky Mountains - Peter und Bob sind begeistert! Doch unterwegs hüllt auf einmal ein undurchdringlicher Nebel den Berggipfel ein und die Wandergruppe wird von einer geisterhaften Erscheinung überrascht. "Das Phantom ist zurückgekehrt", murmeln die Alten des nahe gelegenen Bergdorfes. Da fängt der Erste Detektiv Feuer, denn neben der körperlichen Anstrengung sind jetzt seine Gehirnzellen gefragt. Was steckt hinter dieser Spukerscheinung?

ISBN 3-440-09144-9

2002, Franckh-Kosmos Verlags-GmbH & Co

Umschlagillustration von Silvia Christoph

Umschlaggestaltung von Aiga Rasch, Leinfelden-Echterdingen

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Inhalt

Ruhestörung.....	3
Verirrt!.....	10
Abwärts!.....	19
Schlaflos.....	28
Das Phantom vom Nebelberg.....	36
Gruselgeschichten.....	46
Das Phantom schlägt zu.....	55
Aufbruch.....	65
Gold.....	73
In den Fängen des Phantoms.....	84
Das Herz des Berges.....	93
Weckruf.....	102
Auf der Lauer.....	112
Im Labyrinth.....	120

Ruhestörung

Etwas piepte.

Di-di-di-di-di-di-di-dit.

Di-di-di-di-di-di-di-dit.

Di-di-di-di-di-di-di-dit.

Das Geräusch wand sich wie ein Wurm in Bobs Gehörgang, flatterte wie ein lästiges Insekt an der Schwelle zwischen Schlafen und Wachen. Einen Moment lang versuchte Bob sich noch dagegen zu wehren, doch dann war er wach. Di-di-di-di-di-di-di-dit.

Di-di-di-di-di-di-di-dit.

Ein verfluchter Wecker. Aber nicht sein eigener, sondern der von Peter. Der vermutlich seelenruhig im Schlafsack neben ihm schlief und nichts mitbekam. »Peter!«, knurrte Bob. Nichts rührte sich.

»Peter! Stell deinen bescheuerten Wecker aus!«

Di-di-di-di-di-di-di-dit.

Bob vergrub seinen Kopf unter dem zusammengerollten Pullover, den er als Kissen benutzt hatte, und hielt sich die Ohren zu. Es nützte nichts.

»Peter!«, rief nun auch Justus, der in der anderen Ecke des Zelttes schlief. Geschlafen hatte. Wütend rüttelte er an Peters Schulter. Peter fuhr hoch, riss die Augen auf und versicherte: »Ich habe zugehört! Ich bin wach! Wie war die Frage?«

Bob verdrehte die Augen. »Du bist nicht in der Schule, Peter. Sondern in einem Zelt. Es ist drei Uhr nachts. Und dein Wecker klingelt schon seit Stunden. Stell ihn aus. Sofort!« Langsam begriff Peter die Situation und hörte das Piepen nun auch.

Di-di-di-di-di-di-di-dit.

Das war in der Tat der Reisewecker, den er mitgenommen

hatte. Irgendwie hatte er sich wohl versehentlich von allein angestellt.

Di-di-di-di-di-di-di-dit. Wo war das blöde Ding nur?

»Stell ihn aus!«, wiederholte Bob wütend, drehte sich um und versuchte das Piepen zu ignorieren und wieder einzuschlafen. »Würde ich ja gern, aber ich weiß nicht, wo -«

»In deinem Rucksack«, schlug Justus genervt vor. Die Rucksäcke lagen am Fußende des Zelt. Peter pellte sich aus seinem Schlafsack in dem Bemühen, die anderen so wenig wie möglich zu stören. Was nicht einfach war, denn dieses Zelt war verflucht eng.

»Aua!«, beschwerte sich Bob, als Peters Knie ihm ins Kreuz drückte.

»'tschuldigung.« Peter tastete sich im Dunkeln vorwärts, bekam den Rucksack zu fassen und fummelte an seinen zahlreichen Reißverschlüssen.

Di-di-di-di-di-di-di-dit.

Wo hatte er den Wecker verstaubt? Er konnte sich nicht erinnern. Vermutlich war er nach ganz unten gerutscht. Peter leerte den Rucksack kurzerhand Stück für Stück und warf die Kleidungsstücke hinter sich.

»Jetzt reicht's, Peter!«, rief Justus. »Hör auf, deine stinkenden Socken nach mir zu schmeißen!«

»Mann, das Zelt ist einfach zu klein! Wo soll ich denn sonst damit hin?«

»Jedenfalls nicht in mein Gesicht! Das ist echt eklig!«

Di-di-di-di-di-di-di-dit.

»Ich finde dieses blöde Teil nicht!«

»Dann mach doch einfach mal das Licht an!«

»Ich weiß nicht, wo die Taschenlampe ist.« Bob stöhnte. Jetzt war er endgültig wach. Keine Chance, noch mal einzuschlafen.

Er richtete sich auf, tastete die Ecke des Zeltés ab, in der er lag, und reichte Peter die Lampe. »Danke.« Der helle Lichtkegel blendete alle drei im ersten Moment.

»He!«, empörte sich Justus. »Das ist mein Rucksack, den du da gerade ausräumst!«

»Was? Echt? Hab ich in der Dunkelheit gar nicht gesehen.« Peter grinste. »So viel also zu stinkenden Socken, Just.«

Di-di-di-di-di-di-di-dit.

Justus war nicht zu Scherzen aufgelegt. »Stell endlich dieses verfluchte Ding ab!«

»Ich kann es nicht finden!«

»Bist du sicher, dass es diesmal der richtige Rucksack ist?«

»Ja.«

Nun beteiligten sich Justus und Bob an der Suche. Innerhalb von Sekunden war das Innere des Zeltés ein Chaos aus Klamotten, Campingkochern und Wanderstiefeln. Vom Wecker keine Spur.

Di-di-di-di-di-di-di-dit.

»Wieso hast du dieses ätzende Teil überhaupt mitgenommen, Peter? Ein Wecker! Wir haben Ferien, schon vergessen?«

»Man kann nie wissen, wozu man ihn mal braucht«, verteidigte sich Peter lasch.

»Genau. Zum Beispiel, um seine Weggefährten mitten in der Nacht um -«, Bob sah auf die Uhr, »- um drei Uhr zwölf in den Wahnsinn zu treiben. Verflucht, wo ist das Ding?«

Di-di-di-di-di-di-di-dit.

»Pst!«, zischte Justus. »Seid mal still!«

Di-di-di-di-di-di-di-dit.

»Hört ihr das?«

Di-di-di-di-di-di-di-dit.

»Was denn?«

Di-di-di-di-di-di-di-dit.

»Das kommt gar nicht aus dem Rucksack.«

Di-di-di-di-di-di-di-dit.

»Das ist irgendwo anders im Zelt. Leuchte mal hier rüber, Peter!«

Di-di-di-di-di-di-di-dit.

»Hört sich an, als käme es aus meinem Schlafsack«, sagte Peter. »Aber das kann ja kaum sein - da lag ich ja gerade noch drin.«

Er klopfte auf das Fußende - und ertastete einen kleinen, harten Gegenstand. »Oh nein.«

Di-di-di-di-di-di-di-dit.

»Peter!«, knurrte Bob. »Ich bring dich um! Der Wecker steckt in deinem Schlafsack?«

»Ich weiß auch nicht, wie er da reingekommen ist«, versicherte Peter und beeilte sich, den Reisewecker aus seinem Versteck zu holen. »Er muss da irgendwie reingerutscht sein.«

»Großartig«, sagte Justus mit einem Blick auf das Chaos, das sie angerichtet hatten.

Di-di-di-di-di-di-di-dit.

Peter schaltete den Wecker aus.

Alle atmeten auf und genossen sekundenlang die Stille.

Dann bebte die Erde.

Bobs Reisetagebuch:

Ich sitze gerade auf einem Stein an einem Waldrand in der Nähe eines plätschernden Baches irgendwo in den Rocky Mountains, kaue auf einem trockenen Stück Brot herum und beobachte immer wieder den Himmel. Es sieht nach Regen aus. Und Regen ist das Letzte, was ich jetzt noch brauche. Wir sind bereits den zweiten Tag unterwegs und in diesen zwei Tagen ist

so ziemlich alles schief gelaufen, was schief laufen kann. Aber ich bin bisher noch nicht dazu gekommen, in dieses kleine Buch zu schreiben, daher erzähle ich besser von Anfang an:

Es war Peters Idee gewesen, in diesen Ferien wandern zu gehen. Er wollte in die Berge, in die Einsamkeit, weit weg von allen Menschen, weit weg von allem, was uns wieder in Schwierigkeiten bringen könnte. Ich fand die Idee gut. Ich kann mich gar nicht mehr an Ferien erinnern, in denen wir wirklich Urlaub gemacht haben, anstatt an einem Fall zu arbeiten, der früher oder später gefährlich für uns wurde. Justus war natürlich nicht so begeistert. Erstens kann es ihm gar nicht gefährlich genug sein und zweitens hat Wandern natürlich etwas mit körperlicher Anstrengung zu tun, die unser Erster Detektiv nach wie vor wie die Pest hasst. Doch, Wunder über Wunder, am Ende konnten wir uns tatsächlich durchsetzen. Unter der Bedingung, dass Justus die Reiseroute festlegt. Und da er nun einmal unser Mann fürs Extreme ist, sind wir seit unserem Aufbruch gestern Morgen keiner Menschenseele mehr begegnet. Wir laufen mitten durch die Rocky Mountains, die einsamste Gegend der Welt, wie mir scheint, auch wenn Justus mich immer wieder darauf hinweist, dass die Bevölkerungsdichte in diesem Teil der Erde nur knapp unter dem globalen Durchschnitt liegt. Ich merke davon nichts.

Wir sind mit Peters Wagen, der jetzt zwei Tagesmärsche entfernt auf einem einsamen Parkplatz steht, in die Berge gefahren, um von dort aus zu starten. Die Katastrophe begann bereits beim Aufsetzen der Rucksäcke. Sie wogen ungefähr eine Tonne und wir mussten erst mal die Hälfte rausschmeißen und im Kofferraum lassen, bevor es losgehen konnte. Natürlich waren wir dabei nicht besonders sorgfältig, was uns jedoch erst auffiel, als es zu spät war.

Beispielsweise ist der Dosenöffner zurückgeblieben, die Dosen jedoch nicht, und Peter hat sich gestern Abend bei dem Versuch, uns eine Dose Tomatensuppe auf zu machen, in den

Finger geschnitten. Wobei uns auffiel, dass die Pflaster ebenfalls auf der Strecke geblieben sind. Er läuft jetzt mit einem verknöteten Taschentuch am Daumen herum und stöhnt alle fünf Minuten, dass sich die Wunde (es ist höchstens ein kleiner Kratzer!) bestimmt fürchterlich entzünden wird und wir zehn Tage lang keinem Arzt über den Weg laufen werden. Er überlegt schon, welche Berufe er später noch ausüben kann, wenn der rechte Daumen erst mal amputiert ist. Ansonsten ist er aber wie gewohnt der Fitteste von uns dreien und kann die meisten Pausen machen, weil er immer wieder auf uns warten muss.

Zweimal haben wir uns bereits verlaufen. Justus hat zwar eine gute Karte dabei, doch manchmal sind die Wege nicht mehr als kaum sichtbare Trampelpfade durch den Wald, und wenn man einmal nicht aufpasst und vorbeiläuft, riskiert man riesige Umwege. Justus legt eine seltsame Mischung aus Selbstmitleid und Entschlossenheit an den Tag. Er keucht und schwitzt zwar unter der Last seines Rucksacks (obwohl ich den Verdacht habe, dass er bei der Neuverteilung des Gewichts zu seinen Gunsten geschummelt hat) und würde am liebsten eine Pause nach der anderen machen. Auf der anderen Seite will er sich seine Schwäche aber nicht eingestehen - und uns schon gar nicht. Immerhin hat er die Route festgelegt und ist nun fest entschlossen, den Zeitplan einzuhalten, der vorsieht, dass wir in zehn Tagen einen großen Rundweg schaffen und am Ende wieder am Parkplatz ankommen. Ich muss mir das Lachen immer wieder verkneifen, wenn ich sehe, wie Justus sich in der Falle windet, die er sich selbst gestellt hat.

Und ich? Mir geht es so weit ganz gut, abgesehen davon, dass ich eine gemeine Blase unter dem linken Fuß habe und mir auch sonst alles wehtut. Außerdem habe ich ständig Hunger. Unsere Vorräte gehen langsam zur Neige, aber vor morgen Abend können wir nichts nachkaufen. Die Stimmung ist durchwachsen. Wenn es jetzt auch noch zu regnen anfangen sollte, kann ich für nichts mehr garantieren.

Ach ja, unsere erste Nacht im viel zu kleinen Zelt war eine Katastrophe aus unbequemem Waldboden, Schnarchen im Stereosound, Mundgeruch und Peters Wecker, der um drei Uhr anfang zu piepen und dann nicht auf zutreiben war. Am Ende fand er sich in seinem Schlafsack. Idiotisches Ding! Ein Dosenöffner hätte uns mehr gebracht. Und dann gab es noch ein kleines Erdbeben. Zu Hause in Rocky Beach hätten wir es wahrscheinlich gar nicht gemerkt, aber da wir ja nun mal wach waren...

Justus meint, dass Erdbeben in dieser Gegend ungewöhnlich seien. Aber wahrscheinlich sucht er nur verzweifelt nach mysteriösen Ereignissen, über die er nachdenken kann, damit sein Hirn in diesen Ferien nicht einrostet. Es ist wohl seine größte Sorge, dass die drei Detektive diesmal tatsächlich vollkommen unspektakuläre Ferien verbringen könnten. Aber wenn ich das richtig sehe, muss er sich damit wohl abfinden. Außer der freien Natur gibt es hier einfach nichts. Und ohne Menschen auch keine Verbrechen, da kann er sich auf den unterforderten Kopf stellen. Obwohl Peter ja steif und fest behauptet, er habe im Radio gehört, dass ein seit Wochen flüchtiger, gemeingefährlicher Sträfling namens Radcliffe hier in den Bergen gesehen worden sein soll. Aber das ist schon ein paar Wochen her und der Typ ist garantiert bereits einige Bundesstaaten weiter. Ich glaube, Peter fühlt sich einfach nicht wohl, wenn er nicht vor irgendetwas Angst haben kann. Demnächst mehr, wir müssen weiter, die anderen drängeln schon.

Verirrt!

»Nun pack endlich dieses blöde Buch weg, Bob, sonst schaffen wir unser Etappenziel heute nicht mehr!«

»Ist ja schon gut!« Bob Andrews schrieb einen letzten Satz, dann verstaute er das Tagebuch in seinem Rucksack. Ächzend schulterte er ihn und zog den Hüftgurt mit einem Ruck stramm. So ließen sich die fünfzehn Kilo auf seinem Rücken ertragen. »Dann mal los!«, feuerte Peter die Truppe an. »Immer nach Osten, den Regenwolken entgegen, juhu! Und da vorn ist auch schon unser Wanderweg, der fast nur aus riesigen Steinen besteht, auf denen man klasse ausrutschen und sich den Fuß brechen kann! Das hat mir noch gefehlt nach der Sache mit dem Daumen. Hoffentlich gibt es in diesem Ort, den wir morgen erreichen, einen Arzt. Sonst -«

»Muss dein Daumen amputiert werden«, sagten Justus und Bob wie aus einem Munde. »Alles klar, Zweiter.« Sie machten sich auf den Weg. Der Wanderpfad führte am Rande eines Nadelwaldes entlang. Links lag das undurchdringliche Dunkel des Waldes, in dem die Baumstämme wie die Säulen in einer Kathedrale kerzengerade emporragten und in der dichten Nadelkrone verschwanden. Spinnennetze, die zwischen den Bäumen gespannt waren, glitzerten silbern in der feuchten Luft. Rechts hatten sie einen herrlichen Blick auf wilde Wiesen, deren Blumen zwischen moosbewachsenen Felsen in den buntesten Farben blühten.

Die Landschaft war wunderschön, das musste Justus zugeben. Doch sobald er nach vorn blickte, verging ihm der Genuss. Der Weg führte steil bergauf. Er war steinig und rutschig und Justus trat bei jedem dritten Schritt so ungünstig auf, dass seine Fußgelenke schmerzten. Und wenn der Pfad um eine Kurve führte und Justus einen Blick auf das erhaschen konnte, was vor ihnen lag, so sah er nur eines: Berge, Berge, Berge, so weit das

Auge reichte. Welcher Teufel hatte ihn geritten, als er diese Route ausgewählt hatte?

Justus wischte sich die ersten Schweißperlen von der Stirn, steckte die Daumen hinter die Riemen des Rucksackes, um seine Schultern zu entlasten, und richtete seinen Blick auf den steinigen Weg. Schon nach kurzer Zeit hatte Peter die Führung übernommen, gefolgt von Bob. Justus bildete das Schlusslicht. Daran hatte er sich inzwischen gewöhnt, aber es machte ihm nichts aus. Ihm stand sowieso nicht der Sinn nach Unterhaltung. Er war froh, wenn er für eine Weile seine Ruhe hatte und sich nicht den Vorwürfen seiner Freunde aussetzen musste. Außerdem brauchte er all seine Kraft, um einen Fuß vor den anderen zu setzen. Es ging weiter und weiter bergauf. Sie wanderten zwei Stunden lang ohne Pause. Nur hin und wieder nahm Justus einen erfrischenden Schluck aus seiner Wasserflasche, die er morgens an einem kleinen Bach aufgefüllt hatte. Noch immer lag linker Hand der Wald, doch der Baumbestand wurde spärlicher und die Bäume kleiner. Sie schienen bereits auf einer beachtlichen Höhe zu sein. Justus versuchte, sich die Karte in Erinnerung zu rufen - und stutzte. Wieso hatte er eigentlich schon seit zwei Stunden nicht mehr den Weg überprüft? Er blieb stehen. »He!«, rief er. Bob war zweihundert Meter vor ihm, von Peter keine Spur. »He! Wartet doch mal!«

Bob reagierte, rief nach Peter und schließlich versammelten sie sich an einem kleinen Felsen.

»Was ist denn?«, fragte Peter. »Willst du etwa schon wieder Pause machen?«

»Nein«, log Justus. »Ich will nur wissen, ob wir noch auf dem richtigen Weg sind. Ich hoffe, du hast die Karte im Auge behalten, Peter?«

»Die Karte?«, fragte der Zweite Detektiv. »Die hast du doch die ganze Zeit.«

»Nein, du hast sie.«

»Nö.«

»Sag, dass das nicht dein Ernst ist.«

»Ich hatte noch nie die Karte! Du bist schließlich der Chef.« Justus fuhr sich mit der Hand über das Gesicht und nahm den Rucksack ab.

»Was soll das werden? Doch eine Pause?«

»Ich suche die Karte, verdammt noch mal!«, fauchte Justus. »Und ihr solltet das auch tun! Ohne Karte sind wir nämlich aufgeschmissen, falls euch das nicht klar sein sollte.« Er öffnete seinen Rucksack und begann ihn zu durchwühlen. Nach einiger Zeit taten es ihm die anderen gleich.

»Also, ich hatte die Karte noch gar nicht in der Hand«, versicherte Bob, während er seine Ausrüstung unter die Lupe nahm.

»Hier ist sie nicht«, sagte Peter und schloss seinen Rucksack.

»Bist du sicher? Vielleicht steckt sie in deinem Schlafsack. Da findet sich ja so einiges wieder.«

»Quatsch! Wie sollte sie denn da reinkommen?«

»Das habe ich mich bei deinem Wecker auch gefragt.«

»Ich hatte diese Scheißkarte noch keine Sekunde in der Hand!«, rief Peter wütend. »Du hattest sie die ganze Zeit! Wieso gibst du nicht zu, dass du sie verloren hast?«

»Weil ich sie nicht verloren habe! Bei unserer Mittagspause hast du die Karte studiert - und vermutlich eingesteckt.«

»Ich habe sie nicht studiert, ich habe sie als Unterlage benutzt, damit das Brot nicht nass wird. Und eingesteckt habe ich überhaupt nichts.«

»Und wo ist sie dann?«

»Wenn du so trottelig warst, sie nicht mitzunehmen - wahrscheinlich immer noch an unserem Rastplatz.«

»Wenn du eine vierzehn Dollar fünfundneunzig teure Karte als Picknickdecke missbrauchst, bist du ja wohl auch verpflichtet, sie wieder zusammenzufalten und mitzunehmen!«

»Leute!«, rief Bob. »Das bringt doch nichts! Die Karte ist weg. Wer daran schuld ist, ist doch völlig egal. Die Frage ist: Was tun wir jetzt?«

Justus seufzte und ließ sich ins feuchte Gras fallen. Sein Hosenboden wurde sofort nass. Es war ihm egal. Alles war egal. Die Karte lag zwei Marschstunden hinter ihnen. Ein Universum weit entfernt.

»Tja, wir müssen sie wohl holen gehen«, sagte Bob nach einer Weile und versuchte unbeschwert zu klingen. »Zwei Stunden bergab und dann wieder zwei Stunden bergauf?«, fragte Justus. »Auf gar keinen Fall!«

»Wenn wir die Rucksäcke hier lassen, schaffen wir es schneller. Wir könnten in drei Stunden wieder zurück sein.«

»Und bis dahin sind die Rucksäcke geklaut«, orakelte Peter.

»Von wem denn, Zweiter? Hier ist doch niemand!«

»Von diesem ausgebrochenen Sträfling zum Beispiel.«

Bob verdrehte die Augen. »Einer könnte hier bleiben und sie bewachen.«

»Und wer, bitte schön? Ich bleibe nicht alleine bei den Rucksäcken, wenn hier ein Schwerverbrecher herumläuft!«

»Außerdem haben wir keine drei Stunden, Bob«, fügte Justus hinzu. »Die drei Stunden, die wir heute länger brauchen, fehlen uns morgen, was bedeutet, dass wir dann morgen Abend nicht in Greenvalley ankommen werden. Wir können keine Vorräte kaufen und müssen elendig verhungern.«

»Nun übertreib mal nicht, Just!«

»Ich übertreibe nicht. Wir haben doch jetzt schon kaum noch was zu essen!«

»Ist Greenvalley denn der einzige Ort weit und breit?«, fragte

Peter. »Kann ich mir nicht vorstellen. Es muss doch noch andere Dörfer in den Bergen geben!«

»Gibt es auch«, sagte Justus. »Aber wie sollen wir die ohne Karte finden?«

»Also müssen wir doch zurück und die Karte holen, so oder so«, fasste Bob zusammen. Obwohl er der Letzte war, der Lust hatte, den ganzen Weg wieder zurückzulaufen. Doch der Erste Detektiv schüttelte den Kopf.

»Nicht unbedingt. Es gibt noch eine Möglichkeit.«

»Nämlich welche?«

»Wir versuchen Greenvalley ohne Karte zu finden und kaufen uns dann dort eine neue.«

»Und wie soll das gehen?«

»Ich habe mir die Karte sehr genau angesehen. Vielleicht kriege ich sie im Kopf wieder zusammen. Das wird allerdings nicht ganz einfach werden, denn einen Abzweig haben wir bereits verpasst.«

»Haben wir nicht«, widersprach Peter. »In den letzten zwei Stunden gab es keinen Abzweig. Wenn da einer gewesen wäre, hätte ich ja auf dich gewartet, um dich zu fragen, welchen Weg wir nehmen sollen.«

»Es muss einen gegeben haben«, beharrte Justus. »Denn eines weiß ich sicher: Unsere Route führte uns auf keinen Fall die ganze Zeit bergauf. Es war geplant, diesen Berg zu umrunden anstatt ihn zu erklimmen. Aber jetzt sind wir schon ziemlich weit gekommen, also würde ich vorschlagen, wir gehen einfach weiter, überqueren den Berg und treffen auf der anderen Seite auf unseren eigentlichen Weg. Von da aus weiß ich die Route auf jeden Fall.«

»Klingt ganz easy«, fand Bob. »Ich hoffe nur, das klappt auch.«

»Ich wüsste nicht, was dagegen spricht.«

»Die berühmten letzten Worte«, sagte Peter düster. »Na schön. Wenn du meinst, du kriegst das hin, Justus, dann mal los.«

Der Erste Detektiv stand auf, schulterte seinen Rucksack und blickte den Pfad hinauf. »Wenn wir jetzt noch die Himmelsrichtungen wüssten, wäre das alles überhaupt kein Problem mehr.«

Peter sah sich einen Moment um. Dann zeigte er Richtung Wald und sagte: »Da ist Norden.«

Bob hob überrascht die Augenbrauen. »Die Sonne ist komplett hinter den Wolken verschwunden. Woher willst du wissen, dass dort Norden ist? Hast du einen Kompass in deinem Kopf oder so was?«

Der Zweite Detektiv lächelte überlegen. »Ich bin zwar vielleicht nicht so schlau wie Justus und nicht so belesen wie du, Bob, aber mein Orientierungssinn war schon immer ziemlich brillant, das wirst du zugeben müssen. Außerdem gibt es ein paar ganz einfache Hinweise. Die Felsen hier zum Beispiel. Sie sind mit Moos bewachsen. Vor allem an einer Seite. Logischerweise an der, die am meisten Wasser abkriegt. Und da hier in den Bergen größtenteils Nordwind herrscht, muss die Seite der Felsen, an der am meisten Moos wächst, weil der Wind den Regen dranklatscht, die Nordseite sein.«

»Das hätte ich auch gewusst«, behauptete Justus.

»Das kann schon sein, Just. Aber du hast keinen Blick für diese Dinge.«

»Da hat Peter Recht«, sagte Bob. »Während du den ganzen Tag in der Zentrale vor dem Computer hockst, joggt und radelt Peter durch die Wälder.«

»Wie gut, dass wir einen echten Naturburschen dabei haben«, meinte Justus.

Peter war sich nicht sicher, ob es Anerkennung oder Spott

war, was in seiner Stimme mitschwang. Er entschied sich für Anerkennung und sagte: »Auf geht's, Kollegen!«

Sie setzten ihre Wanderung fort. Es dauerte nicht lange, bis Peter erneut die Führung übernommen hatte und Justus ein gutes Stück hinter ihnen zurückgeblieben war. Die Landschaft wurde karger und felsiger. Nach einer halben Stunde wich der Wald gänzlich zurück und hinterließ eine sich endlos in alle Richtungen erstreckende Stein- und Graslandschaft, über die ein scharfer Wind fegte. Es ging immer noch bergauf, doch der Gipfel war nicht zu sehen. Er verschwand in den Wolken, die mit jedem Schritt tiefer zu hängen schienen und in einer irren Geschwindigkeit über ihre Köpfe hinwegfegten. Außer Gräsern, Moos und einigen verkrüppelten Sträuchern gab es hier oben kein Leben. Nicht ein einziger Vogel war am Himmel zu sehen, kein Insekt schwirrte durch die Luft, von Mäusen und Kaninchen ganz zu schweigen. Und dann kam der Nebel. Praktisch von einer Minute auf die andere schob sich eine Wand aus weißer Luft auf die drei Wanderer zu und hüllte sie ein. Die Welt verschwand in einer trüben, grauen Suppe und Justus konnte nur noch fünfzig Meter weit sehen. »Wow!«, rief Peter von irgendwo aus dem Nichts vor ihm. »Was ist denn jetzt los?«

»Wir sind in einer Wolke!«, erklärte Bob, der ebenfalls verschwunden war, und Justus ärgerte sich, dass er darauf nicht selbst gekommen war. Dies war natürlich kein normaler Nebel, den gab es in dieser Höhe gar nicht mehr. Es war tatsächlich eine Wolke, die an dem Berghang, den sie emporgestiegen waren, festhing.

»Wartet mal, ihr beiden!«, rief Justus. »Wir bleiben ab jetzt besser zusammen, sonst verlieren wir uns noch!«

»Dann lauf gefälligst ein bisschen schneller«, stichelte Peter. Gemeinsam wanderten sie weiter.

Es war gespenstisch. Die Welt war zu einem Kreis von knapp hundert Metern Durchmesser geschrumpft und wurde beständig

kleiner, je höher sie stiegen. Dahinter wurde alles von der weißgrauen Wolkenmasse geschluckt. Es war, als bewegten sie sich in einem Spotlight durch die absolute Finsternis. Mit dem Unterschied, dass die Finsternis nicht finster war, sondern hell. Was sich hinter der Wolkenwand befand, konnten sie nicht einmal errahnen. Liefen sie gerade am Gipfel vorbei? An einem Bergdorf? An einem Bach? War es noch weit bis zu ihrer geplanten Route? Auch der Weg wurde immer undeutlicher. Was vor einer Stunde noch ein eindeutiger Wanderweg durch das saftige Grün der Wildwiese gewesen war, hatte sich in einen kaum noch erkennbaren Pfad verwandelt, der immer wieder über große Strecken komplett vom Gras überwuchert war. Schließlich verschwand der Weg vollends und die drei??? wanderten durchs freie Feld an flachen Felsen vorbei. Um sie herum nur helles, strukturloses Grau. Peter blieb stehen. »Ich will euch ja nicht beunruhigen, Kollegen, aber habt ihr einen Schimmer, ob wir überhaupt noch auf dem richtigen Weg sind?«

»Weg?«, fragte Bob spöttisch. »Hier gibt es keinen Weg mehr.«

»Ich meine die richtige Richtung.«

»Dafür bist du doch zuständig«, erinnerte Bob. »Du und dein eingebauter Kompass.«

»Sorry, aber der versagt gerade komplett. Diese Wolken machen mich ganz verrückt. Es gibt ja nichts, woran man sich orientieren könnte!«

»Und das Moos an den Felsen hilft uns auch nicht mehr weiter«, bemerkte Justus. »Wir sind in den Wolken, die Feuchtigkeit kommt hier von allen Seiten.«

»Was du nicht sagst«, murrte Peter. »Ich bin bis auf die Haut durchnässt und habe es nicht mal gemerkt. Blöder Regen!«

»In den Wolken gibt es keinen Regen«, korrigierte Justus. »Aber jede Menge nasse Luft. Mir kommt es fast vor, als wären wir unter Wasser. Was sollen wir jetzt machen? Wenn wir uns

einmal im Kreis drehen, haben wir die Richtung komplett verloren.«

»Du hättest besser einen Kompass mitgenommen, Peter, anstatt deinen blöden Wecker«, sagte Bob.

»Wollte ich ja! Aber Justus meinte, einen Kompass brauchten wir nicht. Wir hätten ja die Karte.«

»Wenn du sie nicht liegen gelassen hättest, wäre das ja auch richtig gewesen.«

»Fangt nicht schon wieder damit an«, bat Bob. »Wir sollten uns überlegen, in welche Richtung wir weitergehen. Mir kommt es auch langsam seltsam vor, dass wir permanent bergauf gehen und immer noch nicht den Gipfel erreicht haben. So hoch sind die Berge hier doch gar nicht!«

»Also schön«, lenkte Justus ein. »Machen wir einen Plan. Wir sollten -«

»He!«, unterbrach Peter ihn. »Seht mal!« Er wies in die Richtung, in die es am steilsten bergauf ging, in den Nebel. Im ersten Moment wussten Bob und Justus nicht, was er meinte. Doch dann sahen sie es auch. Da war etwas, gerade so weit entfernt, dass es beinahe im Nebel verschwand. Aber eben nur beinahe. Eine hell leuchtende Gestalt schwebte fast unbewegt in der grauen Luft. Ihre Umrisse flimmerten seltsam durchsichtig. Das menschenähnliche Geschöpf schien sie anzustarren, obwohl keine Augen in dem konturlosen Gesicht auszumachen waren. »Was... was ist das?«, stotterte Peter und wich unwillkürlich einen Schritt zurück. »Seht ihr das auch?«

»Ja«, flüsterte Justus und ein kalter Schauer fuhr durch seinen Körper. »Es... es bewegt sich nicht. Aber es hat uns gesehen. Es-«

Weiter kam er nicht. Denn plötzlich bewegte die Erscheinung leicht den Kopf und stieß ein markerschütterndes Heulen aus!

Abwärts!

Die drei Detektive zuckten zusammen! Das Heulen war grauenhaft. Es klang wie der Ruf eines Wolfes, wie das Kreischen einer Katze, wie das Schreien eines Kindes, alles vereint zu einem unendlich lang gezogenen, in den Ohren schmerzenden, entsetzlichen Klagelaut direkt aus der Hölle!

Peter schrie ebenfalls. Er konnte nicht anders. »Was ist das, Justus? Bob! Was ist das für ein Wesen?« Doch die beiden waren unfähig zu antworten. Wie versteinert gaben sie sich ihrem Schrecken hin und blickten zu der Gestalt hinüber, die noch immer unbewegt im Nebel schwebte und schrie. Dann breitete sie die Arme aus. Und kam auf sie zu.

Ganz langsam bewegte sich das Geschöpf durch die Luft, schwebte taumelnd in ihre Richtung, Meter für Meter. Das Heulen wurde immer lauter.

»Weg!«, schrie Peter, wirbelte herum und rannte. Er lief über die Wiese, bergab, weg, nur weg von diesem Ungeheuer! Das Gras war nass und rutschig. Peter stürzte und landete mit dem Kopf haarscharf neben einem Felsen. Ein paar Zentimeter weiter rechts und der Brocken hätte ihm den Schädel gespalten! Bob und Justus liefen an ihm vorbei. Das Phantom war hinter ihnen, schneller jetzt. Es hatte ein Stück aufgeholt. Sein Schrei dröhnte Peter in den Ohren. Halb wahnsinnig vor Panik rappelte er sich auf und lief weiter. Weiter! Weiter! Weg von dieser Wiese! Weg von diesem Berg! Weg von diesem... Ding!

Sie rannten und rannten, rutschten halb den Hang hinunter, stürzten immer wieder, sprangen waghalsig über Felsen, die urplötzlich aus dem Nebel vor ihnen auftauchten. Bald war der Hang so steil, dass Peter nicht mehr stoppen konnte. Er konnte sich auch nicht mehr umdrehen. Panisch starrte er auf den Boden vor seinen Füßen, wich Steinen und gefährlichen Kuhlen aus und betete, dass er nicht noch einmal ausrutschte. Der

nächste Sturz konnte böse enden!

In irrwitzigem Tempo rasten die drei ??? nach unten. Und plötzlich waren sie aus dem Nebel heraus, die Wolken waren wieder über ihnen und sie hatten freie Sicht auf das, was vor ihnen lag: keine zweihundert Meter entfernt ragten die nassschwarzen Baumstämme eines Nadelwaldes empor, der dem Grasabhang ein natürliches Ende setzte. Hundertfünfzig Meter. Zu nah! Wenn Peter seinen wahnsinnigen Lauf nicht stoppen konnte, würde ein Baum es tun. Ein grausames Bild blitzte in seiner Fantasie auf: nadelspitze Aststümpfe, die in Kopfhöhe waagerecht aus den Baumstämmen ragten und nur darauf warteten, dass er in voller Geschwindigkeit mit dem Gesicht voran... Hundert Meter. Peter versuchte seinen Lauf zu lenken, suchte sich eine halbwegs felsenfreie Stelle - und ließ sich fallen. Die Wucht des Aufpralls jagte eine Welle des Schmerzes durch seinen Körper, dann rollte und rutschte er die Wiese hinab. Der Rucksack bohrte sich in seinen Rücken, riss an seinen Schultern und platzte schließlich an der Seite auf. Nun schlitterte Peter mit den Füßen voran auf den Wald zu. Ein Felsen kam ihm entgegen. Der Zweite Detektiv stemmte seine Fersen in das nasse Gras und bremste das Tempo. Dann trafen seine Füße auf den Felsbrocken, er federte mit den Beinen nach - und lag endlich still.

Sein Herz raste. Er schloss die Augen. Es dauerte einen Moment, bis er realisierte, dass er tatsächlich noch lebte. Und dass alle Knochen noch an ihrem Platz waren. Am liebsten wäre er bis in alle Ewigkeit dort mit geschlossenen Augen liegen geblieben. Bloß nichts sehen, bloß nichts hören, sich bloß nicht bewegen. Doch dann sickerte die Realität in sein betäubtes Bewusstsein. Justus! Bob! Das Phantom!

Er öffnete die Augen, richtete sich auf und blickte sich um. Justus und Bob hatten es ihm gleichgetan und sich fallen lassen. Der Erste Detektiv war ein Stückchen oberhalb zum Stillstand gekommen, während Bob bis fast zum Waldrand gerutscht war.

Von der Geistererscheinung war nichts mehr zu sehen - und zum Glück auch nichts zu hören.

»Alles in Ordnung?«, rief Peter mit zitternder Stimme. »He! Seid ihr noch da?«

Justus bewegte sich. »Alles klar«, krächzte er und rappelte sich langsam auf. »Glaube ich. Du hast da ein bisschen was verloren, Peter.«

Der Zweite Detektiv drehte sich um. Auf den letzten fünfzig Metern hatte er eine Spur aus Kleidungsstücken, Handtüchern und Campinggeschirr hinterlassen, die aus seinem kaputten Rucksack gefallen waren. Doch darum konnte er sich später kümmern. »Was ist mit Bob?«

Der dritte Detektiv lag immer noch regungslos am Waldrand. Peter stand auf und eilte zu ihm. »Bob! Bob, sag doch was!«

Er öffnete die Augen. »Verdammt! Ich habe eine Kontaktlinse verloren.«

Peter atmete auf. »Wenn es weiter nichts ist. Alles klar bei dir?«

»Ich denke schon«, sagte Bob und versuchte aufzustehen. Ein stechender Schmerz durchzuckte seinen rechten Fuß. »Au!«

»Was ist? Etwas gebrochen?«

Bob bewegte den Fuß vorsichtig. »Ich glaube nicht. Aber irgendwas anderes. Es tut jedenfalls weh.«

»Kannst du laufen?«

Bob versuchte es. »Ja. Aber nicht lange und nicht weit.«

»Wir müssen hier weg. Weg von dieser Wiese und diesem Vieh!« Augenblicklich bekam Peter Angst. Allein der Gedanke an das unheimliche Geschöpf jagte eine Adrenalinwelle durch seinen Körper.

»Was war das nur?«, fragte Bob und blickte von Peter zu Justus, der gerade erschöpft den Hügel herunterkam.

»Ich weiß es nicht«, gestand der Erste Detektiv. »Ich weiß nur, dass es mir höllische Angst eingejagt hat.«

»Eingejagt *hat!*«, echote Peter. »Ich schlottere immer noch am ganzen Körper! Lasst uns so schnell wie möglich von hier verschwinden!«

»Und wohin?«

»Mir egal. Weg!«

»Ich habe nichts dagegen. Wir werden einfach durch den Wald immer weiter bergab gehen«, beschloss Justus. »Irgendwann müssen wir auf einen Weg treffen. Dann sehen wir weiter.« Gemeinsam sammelten sie Peters verstreute Habseligkeiten ein, stopften sie zurück in den Rucksack und flickten das Loch notdürftig mit ein paar Sicherheitsnadeln. Die anderen hatten nichts verloren. Sie waren nur von Kopf bis Fuß nass und dreckig von ihrer atemraubenden Jagd ins Tal. Immer wieder warfen sie unsichere Blicke den Berg hinauf. Nicht weit über ihnen wurde der Hang von den Wolken verschluckt. Oberhalb dieser magischen Grenze konnte eine ganze Phantomarmee lauern, ohne dass sie sie sehen würden.

»Verschwinden wir«, sagte Peter, sobald er seinen Rucksack geschultert hatte. Sie betraten den Wald und augenblicklich wurde es dunkler. Der Zweite Detektiv blickte auf die Uhr. In gut einer Stunde würde die Sonne untergehen. Dann hatten sie vielleicht noch eine halbe Stunde Dämmerung, bevor es stockfinster war. Bis dahin mussten sie einen vernünftigen Lagerplatz gefunden haben. Peter schauderte es, wenn er sich vorstellte, die nächste Nacht in dieser Wildnis zu verbringen, nicht weit von dem Berggipfel, wo... Er verdrängte den Gedanken und legte einen Schritt zu. Der Marsch durch den Wald war beschwerlich. Es gab keinen Weg, sie mussten sich durchs Gestrüpp schlagen, über umgestürzte Bäume klettern und riesige farnbewachsene Lichtungen umgehen, weil die Pflanzen ihnen den Weg versperrten. Bob humpelte und verzog bei jedem

Schritt das Gesicht vor Schmerzen. Lange würde er nicht mehr durchhalten, doch sie mussten den Wald hinter sich lassen, da es hier unmöglich war, die Zelte aufzuschlagen. Und sie brauchten einen Bach, um wenigstens etwas Wasser zu haben.

Der Weg schien endlos und es wurde immer dunkler, doch schließlich, als es unter den Baumkronen kaum noch Tageslicht gab, wich der Wald zurück und sie trafen auf einen Pfad. »Endlich!«, stöhnte Peter. »Das wurde auch Zeit. Okay, Kollegen. Nach links oder nach rechts? Wo ist der nächste Ort? Ich habe überhaupt keine Ahnung, wo wir sind.«

»Glaubst du, uns geht es anders?«

»Moment mal«, sagte Justus und zupfte an seiner Unterlippe. »Ich will euch ja nicht beunruhigen, aber... Kommt euch dieser Weg nicht irgendwie bekannt vor?«

Peter runzelte die Stirn. »Ist halt ein Wanderweg. Die sehen doch alle gleich aus. Auf der einen Seite Wald, auf der anderen Wiese.«

»Nein, ich glaube, du hast Recht, Just«, meinte Bob. »Mir kommt es auch so vor, als würde ich das alles kennen.«

»Da lang!«, entschied Justus und setzte sich abrupt in Bewegung. »Was ist denn mit dem los?«, wunderte sich Peter, folgte ihm jedoch bereitwillig. Je weiter sie gingen, desto seltsamer kam die Gegend schließlich auch ihm vor. Der ungute Verdacht wurde schon bald bestätigt, als sie um eine Kurve bogen und eine vertraute Steininformation am Waldrand entdeckten. »Oh nein.«

»Oh doch.«

»Unser Rastplatz von heute Mittag!«, rief Bob. »Das gibt es doch nicht. Wir sind im Kreis gelaufen!«

»Sieht ganz so aus.«

»Aber wie konnte das passieren? Es ging doch nur bergauf!«

»Wahrscheinlich sind wir in einer Spirale einmal um den

Berggipfel gekreist. Oder sogar mehrmals. Und dann in rasantem Tempo geradeaus wieder nach unten.«

Sie brauchten einen Moment, um diesen Schock zu verdauen. Doch dann sagte Peter: »Ein Gutes hat es trotzdem.«

»Und was, bitte schön?«

»Seht mal, was hier hinter dem Felsbrocken liegt.« Peter bückte sich und hob die nasse, aber ansonsten unversehrte Karte auf.

Bobs Reisetagebuch:

Wir beschlossen also, unser Lager an unserem alten Rastplatz aufzuschlagen. Hier gibt es Wasser in der Nähe, und obwohl es eiskalt ist, konnten wir uns notdürftig den Dreck von unserer Rutschpartie abwaschen. Ich habe meinen rechten Fuß eine halbe Stunde lang in den Bach gehalten, bis er ganz taub war. Er war schon etwas angeschwollen, aber jetzt geht es wieder. Morgen werde ich allerdings nicht so weit laufen können, das steht fest. Unsere Klamotten sind nass. Und wenn sich morgen nicht endlich mal die Sonne zeigt, werden sie auch nicht trocknen. Wir haben das nasse Zeug trotzdem nach draußen an die Bäume gehängt, denn hier im Zelt fängt es nur an zu stinken. Justus hat in den Tiefen seines Rucksacks noch zwei trockene T-Shirts und zwei halb trockene Shorts gefunden. Da mein Zeug komplett klamm ist, trage ich jetzt eine Justus-Jonas-Hose zum Schlafen und weiß nun endlich, wie dick er wirklich ist.

Glücklicherweise habe ich einen zweiten Satz Kontaktlinsen mitgenommen, sonst wäre ich den Rest der Reise auf einem Auge blind herumgelaufen.

Wir alle fragen uns natürlich, was das da heute auf dem Berg für ein Ding war. Justus, der immer eine logische Erklärung parat haben will, behauptet, es sei ein Mensch gewesen. Dass diese Erklärung in Wirklichkeit jeder Logik entbehrt, will er nicht sehen. Was sollte ein Mensch da oben zu suchen haben?

Wie kann er in der Luft schweben und weiß leuchten? Und warum? Und dieses schreckliche Heulen war alles Mögliche, nur kein Laut, zu dem ein Mensch fähig wäre.

Peter glaubt, es wäre ein Tier gewesen. Aber das einzige Tier von der Größe, das hier in den Bergen lebt, wäre ein Bär. Und ein Bär kann es auf gar keinen Fall gewesen sein. Ganz abgesehen davon, dass Bären sich selten in eine Gegend wagen, in der es keinerlei Schutz durch Bäume gibt.

Ich weiß nicht, was ich glauben soll. Ich weiß nur, dass ich noch nie in meinem Leben so viel Angst hatte. Und dass ich dieses Ding niemals wieder sehen will. Über eines sind wir uns jedoch einig, nämlich was das Wesen von uns wollte: dass wir verschwinden. Sein Heulen war eine Drohung. Und als es auf uns zukam, war das kein Angriff, sondern es wollte uns verscheuchen. Was ihm auch ganz hervorragend gelungen ist.

Draußen ist es inzwischen stockdunkel, wir haben unsere letzten Vorräte aufgegessen, was wenigstens die Rucksäcke morgen leichter macht, aber Hunger habe ich trotzdem noch. Im Zelt ist es warm, denn ich schreibe im Schein einer Kerze, die ich wohlweislich mitgenommen habe, um die Batterien der Taschenlampe zu sparen.

Am liebsten würde ich die Kerze die ganze Nacht brennen lassen. Ich hoffe, dieses Tagebuch liest niemals jemand außer mir selbst. Ich habe furchtbare Angst, dass das Ding zurückkehrt. Da draußen ist nichts außer dem Wald und der Wiese und dem Berg und den Wolken. Wir sind hier ganz allein in der absoluten Wildnis. Wenn etwas passiert, sind wir aufgeschmissen. Wir können keine Hilfe holen, weil das nächste Dorf wer-weiß-wie-weit weg ist. Wir können uns nicht verteidigen und wir können uns nicht verstecken. Ich glaube, dies wird eine furchtbare Nacht. Den anderen ergeht es nicht besser. Peter ist ungeheuer nervös und selbst Justus merkt man an, dass er am liebsten zu Hause in seinem Bett wäre und sich selbst wegen dieser bescheuerten Wanderoute verflucht.

Peter wies mich gerade daraufhin, dass ein von innen beleuchtetes Zelt von draußen wahrscheinlich aussieht wie ein riesiger Lampion. Wenn uns jemand - oder etwas - suchen sollte, wird er - oder es - uns bei dieser Festbeleuchtung auch finden. Ich werde also besser das Licht ausmachen und versuchen zu schlafen, obwohl mir das garantiert nicht so bald gelingen wird.

»Jetzt mach endlich das Licht aus, Bob«, sagte Peter gereizt. »Dieses blöde Reisetagebuch nützt dir auch nichts mehr, wenn...« Er verstummte.

»Was ist?«

»Ich glaube, ich hab was gehört«, wisperte Peter.

»Wo?«

»Na, da draußen natürlich, wo sonst?« Der Zweite Detektiv blies die Kerze aus und horchte. Minutenlang wagten sie kaum zu atmen.

»Da war nichts«, sagte Justus schließlich. »Nun geratet bloß nicht in Panik! Versucht zu schlafen. Morgen scheint die Sonne und alles wird gut.«

»Hoffentlich hast du Recht, Just.«

Bob drehte sich um, schloss die Augen und versuchte Justus' Rat zu beherzigen. Eigentlich war er hundemüde. Und erschöpft. Aber der Boden unter dem Zelt war uneben, er war hungrig und er konnte sich einfach nicht entspannen. Sobald er versuchte, sich der Müdigkeit hinzugeben, hatte er wieder dieses grauenhafte Geheul im Ohr. Und sogleich sah er die phantomhafte Gestalt vor sich und wie sie plötzlich auf ihn zukam. Bob drehte sich um und lauschte den Atemzügen der anderen. Sie waren schnell. Justus und Peter schliefen auch nicht. Alle drei wussten, dass keiner von ihnen ein Auge zumachen konnte. Trotzdem brach niemand das Schweigen,

denn sobald jemand wieder von dem Thema angefangen hätte, hätten sie sich nur in die Angst hineingesteigert.

Bob wusste nicht, wie lange er wach und regungslos dagelegen hatte, als er plötzlich etwas hörte. Ein leises Knacken! So als ginge weit entfernt jemand durch den Wald. Ja, das waren Schritte. Und sie kamen langsam näher!

Schlaflos

Augenblicklich saßen alle senkrecht im Zelt. »Hört ihr das?«, wisperte Peter. »Da kommt jemand!« Knack! Knack! Knack! Mit jedem Schritt wurde das Geräusch lauter.

»Es... es kommt direkt hierher! Was sollen wir denn jetzt machen? Was -«

»Schhhh!«, zischte Justus. »Sei um Himmels willen leise, Peter!« Niemand rührte sich mehr. Keiner gab noch einen Ton von sich. Alle lauschten gebannt den Schritten, die sich einen Weg durch den Wald bahnten. Direkt auf sie zu. Knack! Knack! Knack!

»Es weiß, dass wir hier sind!«, flüsterte Peter kaum hörbar. »Es sucht uns!«

Justus gab dem Zweiten Detektiv einen leichten Stoß in die Rippen. »Hör auf damit! Niemand weiß, dass wir hier sind! Und wenn du still bist, wird es auch niemand mitkriegen! Draußen ist es stockdunkel, da müsste schon jemand über unser Zelt stolpern, um -«

»Jetzt seid endlich still!«, raunte Bob. Knack! Knack! Knack! Die Schritte waren nun ganz nah. Dann war es plötzlich ruhig. Wer immer da draußen war, er war stehen geblieben.

Peter riss die Augen auf, als versuchte er die Zeltwand mit seinen Blicken zu durchdringen. War da ein Geräusch? Ein Atmen vielleicht? Die Schritte waren höchstens zehn Meter von ihrem Zelt entfernt stehen geblieben. Da draußen lag etwas auf der Lauer! Es wartete, dass sie einen Laut von sich gaben, um dann... Knack! Knack! Knack!

Es ging weiter. An ihrem Zelt vorbei, bemüht leise und vorsichtig jetzt. Und sehr, sehr nahe. Dann waren die Schritte vorbei. Langsam entfernten sie sich. Das Knacken wurde leiser, immer leiser.

Die drei Detektive lauschten dem Geräusch noch lange nach und wagten erst nach fünf Minuten absoluter Stille aufzuatmen. »Es hat uns gesehen«, war Peter überzeugt. »Es hat unser Zelt entdeckt und gewartet, dass wir rauskommen. Und dann ist es irgendwann enttäuscht abgezogen.«

»Es?«, fragte Justus. »Wovon redest du eigentlich, Peter?«

»Das weißt du ganz genau, Just! Von diesem Wesen, das uns heute von dem Berg gejagt hat! Von dem Phantom!«

»Das Phantom kann es gar nicht gewesen sein.«

»So? Und warum nicht?«

»Weil es durch die Luft schwebte, wenn ich mich recht erinnere. Wer das da draußen auch immer war - er schwebte auf gar keinen Fall.«

»Wie ungemein beruhigend, Justus Jonas! Das Phantom war es nicht, denn das schwebte ja! Weißt du eigentlich, was du da sagst?«

»Beruhigt euch doch bitte«, sagte Bob fast flehentlich. »Jedes weitere Wort jagt mir nur eine weitere Gänsehaut über den Rücken! Wir sollten froh sein, dass es weg ist!«

»Es könnte jederzeit wiederkommen, Bob. Ich mache heute Nacht bestimmt kein Auge mehr zu!«

»Ich wahrscheinlich auch nicht. Aber wir können es wenigstens versuchen.«

Sie legten sich wieder hin, starrten an die Zeltdecke und lauschten in die Nacht hinaus. »Sagt mal«, begann Peter nach einer Weile.

»Ja?«

»Was haltet ihr davon, wenn wir diese Tour morgen abbrechen?«

»Abbrechen?«

»Ja. Zurück zum Auto und ab nach Hause. Selbst wenn jetzt

nichts mehr passieren sollte - meine Nerven liegen blank. Noch eine Nacht im Zelt halte ich nicht aus.«

»Aber an einem Tag schaffen wir es nicht bis zum Parkplatz.«

»Wir könnten morgen in den nächsten Ort laufen und ein Taxi nehmen.«

»Ich weiß nicht, ob mein Fuß das mitmacht. Wie weit ist es bis zum nächsten Ort, Just?«

»Lasst uns morgen darüber reden, okay? Ich sagte doch: Morgen scheint die Sonne und alles wird gut. Ich bin jetzt wirklich müde.«

»Du hast Nerven«, murrte Peter, doch auch er drehte sich zur Seite und versuchte sich zu entspannen, wenn er schon nicht schlafen konnte. Aber er ertappte er sich dabei, wie er immer wieder lauschte und sich einbildete, tatsächlich etwas zu hören. Dann begann Justus neben ihm zu schnarchen. Der Bursche war doch tatsächlich eingeschlafen! Doch irgendwie wirkte das monotone Atmen des Ersten Detektivs beruhigend, denn nachdem Peter beim Zählen des Schnarchens die Hundert überschritten hatte, spürte auch er, wie die Müdigkeit langsam die Oberhand gewann. Und mit dem Gedanken an das heimatliche, sommerliche und sichere Rocky Beach schlief er endlich ein.

Di-di-di-di-di-di-di-dit.

Schlagartig war Peter wach.

Di-di-di-di-di-di-di-dit.

»Verflixt noch mal, Peter!«, rief Bob wütend. »Vor fünf Minuten bin ich endlich eingeschlafen! Das ist doch wieder dein Wecker!«

»Tut mir Leid! Ich -«

Di-di-di-di-di-di-di-dit.

»Großartig, Zweiter. Das wird wohl heute nichts mehr mit

dem Schlafen, was?«

»Das musst du gerade sagen, Just. Du hast geschnarcht wie ein Bekloppter!«

»Ich? Kann gar nicht sein.«

»Aber hallo.«

Di-di-di-di-di-di-di-dit.

»Jetzt mach ihn endlich aus!«

»Bin ja schon dabei.« Diesmal fand Peter den Wecker schneller. »Sorry. Bei dem Sturz den Berg runter muss er sich wieder eingeschaltet haben.«

»Dann stell ihn doch bitte einfach nicht mehr auf drei Uhr nachts, damit wäre uns allen bereits geholfen.«

»Jaja, ist ja schon gut. Es wird nicht wieder vorkommen.« Plötzlich ertönte ein dumpfes Grollen und der Boden unter ihrem Zelt erzitterte.

»Was ist das?«, rief Peter panisch.

»Ein Erdbeben!«

»Schon wieder?«

Das Beben dauerte nicht lang. Einen Augenblick lang vibrierte die Erde, dann verebbte das Grollen und alles war wieder still. Nur in den Bäumen des nahen Waldes flatterten ein paar Vögel auf.

Peters Herz beruhigte sich wieder. Müde fuhr er sich mit der Hand durchs Gesicht. »Was für eine Nacht! Erst diese Schritte im Wald und jetzt auch noch ein Erdbeben! Das zweite bereits! Wenn jetzt noch ein Tannenzapfen auf unser Zelt fällt, kriege ich wahrscheinlich einen Herzinfarkt!«

Einige Augenblicke lang war es still. Dann sagte Justus in das Schweigen hinein: »Das war kein Erdbeben.«

»Wie bitte?«, fragte Bob. »Natürlich war es das. Ein schwaches zwar, aber ein Erdbeben.«

»Das glaube ich nicht.«

»Wieso nicht?«

»Weil es exakt vierundzwanzig Stunden nach dem ersten stattfand. Dank Peters Wecker, der uns beide Male kurz vorher weckte, können wir das mit ziemlicher Sicherheit sagen. Und ein Erdbeben, das sich nach der Uhrzeit richtet, ist doch ein bisschen seltsam, findet ihr nicht?«

»Hm«, machte Bob und überlegte. »Das stimmt nicht ganz, Just. Gestern brauchten wir viel länger, um den blöden Wecker zu finden. Heute war das Beben also einige Minuten früher.«

»Da hast du Recht. Seltsam ist es trotzdem. Und es fühlte sich auch irgendwie falsch an. Anders, als ich es von Rocky Beach kenne.«

»Wir sind ja auch nicht in Rocky Beach«, meinte Peter. »Hör schon auf, Just, wir haben heute genug mitgemacht. Ein Erdbeben, das gar keines ist, kann ich jetzt echt nicht gebrauchen.«

Bobs Reisetagebuch:

Alles in allem war diese Nacht also eine einzige Katastrophe. Nach dem Erdbeben (von dem Justus auch heute Morgen noch behauptet, dass es gar keines gewesen sei) fing es auch noch an zu regnen. Die Tropfen prasselten in einer irren Lautstärke auf unser Zeltdach und Peter bekam natürlich die Krise, weil er nun keine sich möglicherweise nähernden Schritte mehr hören konnte. Aber mir war auch nicht wohl. Ich bin jedenfalls nicht wieder eingeschlafen und damit auf maximal zwei Stunden Schlaf in dieser Nacht gekommen. Gleich bei Sonnenaufgang sind wir aufgestanden. Der Regen hat zum Glück aufgehört, aber unsere Klamotten, die wir zum Trocknen nach draußen gehängt hatten, sind noch nasser als vorher, weil sich letzte Nacht niemand traute rauszugehen und die Sachen reinzuholen. Das einzig trockene Kleidungsstück für mich ist damit also die

fünf Nummern zu große Shorts von Justus, die mir beim ersten Schritt in die Kniekehlen fällt. Großartig. Ich beginne diese Ferien langsam zu hassen. Außerdem scheint nicht die Sonne, obwohl Just es versprochen hatte. Dafür kommen mir die gestrigen Ereignisse heute seltsam fern und unwirklich vor. Haben wir uns vielleicht nur gegenseitig verrückt gemacht? War es doch bloß ein Bär oder ein Mensch? Und dieses Knacken gestern Nacht könnte ein Waschbär oder so gewesen sein. Durch die Zeltwand klingen Geräusche ja manchmal viel lauter, als sie es in Wirklichkeit sind. Ich weiß es nicht.

Peter kocht gerade Tee, das Letzte, was wir noch haben, und Justus sucht auf der Karte einen Weg aus diesem Schlamassel. Greenvalley ist natürlich immer noch genauso weit entfernt wie gestern, das schaffen wir kaum an einem Tag. Aber Justus hat ein Haus gefunden, das vielleicht zwei Wegstunden von hier entfernt an einem See auf der anderen Seite des Berges liegt. Wir wissen zwar nicht, wer da wohnt, aber vielleicht sind die Bewohner so freundlich, unsere Sachen zu trocknen und uns etwas zu essen zu verkaufen. Oder ein Taxi zu rufen, damit wir von hier verschwinden können. Falls das immer noch unser Plan ist. Peter hat das Thema heute nicht mehr angeschnitten und ich bin ziemlich unsicher, was ich überhaupt will. Wir werden sehen.

Kurz nachdem die drei Detektive sich auf den Weg gemacht hatten, stellte Bob fest, dass sich die Schmerzen in seinem Fuß mit jedem Schritt verstärkten. »Tut mir Leid, Leute, aber besonders weit werde ich es heute nicht schaffen. Auf keinen Fall bis nach Greenvalley.«

»Okay. Dann versuchen wir das Haus am See zu erreichen«, beschloss Justus.

»Hoffentlich wohnt da überhaupt jemand«, sagte Peter düster. »Es ist schließlich nur ein Punkt auf der Wanderkarte. Könnte

alles Mögliche sein. Ein alter Kuhstall vielleicht.«

»Ein Kuhstall mit Seeblick? Nee, bestimmt nicht. Das ist garantiert eine Villa von irgendeinem reichen Kauz, der die Einsamkeit sucht, sich aber über jeden Besuch freut. Er wird uns zu einem feudalen Mahl einladen und wir werden im Gästeflügel in Himmelbetten schlafen!«

»Au ja! Ich sterbe vor Hunger. Los, kommt schon!« Bis zum See waren es etwa zwei Stunden. Bob biss die Zähne zusammen. Er wollte so schnell wie möglich aus seinen nassen Klamotten raus und etwas essen. Alles andere war ihm egal. Sie fanden ihre ursprüngliche Route, die am Fuß des Berges entlangführte. Dann kam ein kleines Waldstück, an das sich eine urtümliche Heidelandschaft anschloss. An ihrem Ende lag der See wie eine riesige Platte aus Blei, grau und unbewegt. Bob blieb einen Moment stehen, um seinem Fuß eine Pause zu gönnen. Er blickte sich um. Hinter ihnen lag der Nadelwald, darüber erhob sich majestätisch der Berg wie eine graugrüne Wand und verschwand in den dunklen Wolken. Um sie herum wuchsen Gras, Heidekraut und Wildblumen. Und vor ihnen war der Bergsee, doch er glitzerte nicht verheißungsvoll in der hervorbrechenden Sonne, wie Bob es sich gewünscht hatte, sondern schmiegte sich still und düster wie ein lauerndes Raubtier ins Tal. »Da ist es!«, rief Peter, der ihnen wie immer ein Stück voraus war. Und nun sah es auch Bob:

Es war in der Tat kein Kuhstall. Aber leider auch keine Villa, sondern ein einfaches, zweistöckiges Farmhaus aus dunklem Stein. Das Dach war mit braunen, fleckigen und halb zerbrochenen Ziegeln gedeckt und leicht windschief, die Fenster waren wie schwarze Augenhöhlen. Das Haus lag vollkommen einsam und verlassen in der Nähe des Seeufers, nur ein schmaler Pfad führte darauf zu, Bob sah jedoch kein Auto. Ein kleines Ruderboot war an einen Holzpflöck gebunden, das war alles. Dies war wahrscheinlich der einsamste Wohnort der Welt. Und der am wenigsten einladende. Zwar war die Lage am See

wunderschön, doch das Haus selbst wirkte so düster, dass Bobs Vorfreude auf ein warmes, sicheres Plätzchen schlagartig verschwand. Er hatte plötzlich überhaupt kein gutes Gefühl mehr. Es war eine dumme Idee gewesen, hierher zu kommen, eine ganz dumme Idee. Aber sie hatten keine Wahl.

Das Phantom vom Nebelberg

Nachdem Justus an die schwere Eichentür geklopft hatte, dauerte es eine Weile, bis sich im Innern des Hauses etwas rührte. Langsame Schritte näherten sich, dann schwang die Tür quietschend auf und eine ältere Frau blickte die drei Jungen überrascht an. Ihr graues Haar war kinnlang und zerzaust. Sie trug graue Arbeitskleidung und derbe Schuhe. Ihr rundes Gesicht war freundlich, doch im Moment starrte sie die drei Detektive nur voller Verwunderung an. Justus glaubte einen Hauch von Angst in ihren Augen aufflackern zu sehen.

»Verzeihen Sie«, sagte er deshalb schnell. »Wir möchten Sie nicht stören, aber... Wir sind seit drei Tagen auf einer Wanderung und haben einiges durchgemacht. Und dann sahen wir dieses Haus und dachten, vielleicht wären Sie so freundlich, uns etwas zu essen zu verkaufen. Das nächste Dorf ist noch einige Meilen entfernt und mein Freund hier ist verletzt und...«

»Du lieber Himmel!«, rief die Frau nun und bekam ihre Überraschung langsam in den Griff. »Ihr habt mir jetzt aber einen gewaltigen Schrecken eingejagt! In diese einsame Gegend verirrt sich fast nie jemand. Als es klopfte, dachte ich erst, mein Mann hätte seinen Schlüssel vergessen. Und dann stehen plötzlich drei Erdgeister vor meiner Tür.«

»Erdgeister?«, fragte Peter verwirrt.

»Na, seht euch doch an! Ihr seht furchtbar aus! Ausgemergelt, nass und schmutzig. Wo seid ihr denn gewandert? Durch den Sumpf?«

»Nein, wir sind... wir hatten ein paar kleine Probleme«, sagte Justus mit einem Lächeln.

»Na, kommt rein, kommt rein! Ihr müsst aus diesen nassen Sachen raus. Und etwas Vernünftiges essen, wie mir scheint. Und wenn das ein Trick sein sollte und ihr mich überfallen

wollt, dann sage ich euch gleich: Ich bin nicht so wehrlos, wie ich aussehe. Und mein Mann kommt jeden Augenblick zurück.«

»Keine Angst, Madam. Wir sind völlig harmlos«, versicherte Justus.

»Ich bin Joanna Masterson«, sagte sie und reichte ihnen der Reihe nach die Hand.

»Justus Jonas«, sagte Justus und folgte ihrer einladenden Geste ins Haus. »Und das sind meine Freunde Peter Shaw und Bob Andrews.«

»Willkommen auf Lakeview!«

Direkt hinter der Eingangstür lag eine große, gemütliche Wohnküche, die von einem riesigen Eichentisch dominiert wurde. In einer Ecke befand sich die Kochnische, in einer anderen der Kamin. Justus fühlte sich sofort Jahrzehnte zurückversetzt. Er dachte an lange, dunkle Winterabende in einer Zeit, da es noch keine Computer und Fernseher gab und die Familie im Schein des prasselnden Kaminfeuers an diesem großen Tisch beisammensaß und sich gegenseitig aus ledergebundenen Büchern vorlas. Und tatsächlich entdeckte er weder Computer noch Fernseher, dafür ein großes, altes, dunkles Bücherregal. In diesem Raum schien die Zeit stehen geblieben zu sein. Es gab zwei Türen zu den Nebenräumen und an der hinteren Wand zwei Treppen, die in den Keller und ins Dachgeschoss führten. »Im Radio haben sie gesagt, dass es mit dem Sonnenschein noch ein paar Tage dauern wird. Wenn ihr wollt, könnt ihr bis morgen hier bleiben und die kleine Dachkammer beziehen. Dort ist zwar nicht viel Platz, aber mehr als in einem Zelt allemal.«

Überrascht wandte Justus sich um. »Wie bitte? Meinen Sie das ernst?«

Mrs Masterson lächelte. »Aber natürlich. Wir sind immer auf Gäste eingestellt, wisst ihr. Zurzeit ist auch unsere Tochter hier, sie ist mit meinem Mann ins Dorf zum Einkaufen gefahren. Und

Mr Falkner. Er schläft noch, er geht immer sehr spät zu Bett. Aber die Kammer ist noch frei. Ihr müsstet euch das Bad allerdings mit uns allen teilen. Zu essen haben wir genug.«

»Das klingt großartig, Mrs Masterson! Wie teuer wäre denn so eine Übernachtung?«

Sie winkte ab. »Macht euch darüber mal keine Sorgen. Ich mache euch einen Sonderpreis. Hier oben in den Bergen ist es oft so einsam, ich freue mich immer über Gäste. Ihr könnt so lange bleiben, wie ihr wollt.«

Der Erste Detektiv wandte sich zu seinen Freunden um. »Was meint ihr?«

»Ein trockener Schlafplatz und fließendes Wasser - es klingt wie das Paradies!«, fand Bob.

Peter nickte. »Ich bin dabei.«

»Also schön. Mrs Masterson, wir nehmen Ihre Einladung dankend an.«

»Fein. Dann zeige ich euch jetzt die Kammer.« Das obere Stockwerk war niedrig und der Raum war klein, doch das machte den drei ??? überhaupt nichts. Es gab zwei Betten und genug Platz für einen weiteren Schlafsack auf dem Fußboden. Das war mehr, als sie sich heute Morgen noch erträumt hatten. Mrs Masterson bereitete ihnen ein fantastisches zweites Frühstück mit Rührei, Schinkenbrot und heißem Tee und als die drei ??? sich satt gegessen und ausgiebig heiß geduscht hatten, zogen sie sich in ihr Zimmer zurück, legten sich hin und schliefen fast augenblicklich ein.

Bobs Reisetagebuch:

Auch wenn es von außen unheimlich und abweisend aussieht: Lakeview ist eine Oase. Ich kann gar nicht sagen, wie froh ich bin, dass wir hier gelandet sind. Hier ist es trocken und warm und wir haben genug zu essen!

Wir haben fast den ganzen Tag geschlafen. Kein Wunder. Als wir aufwachten, ging gerade die Sonne unter. Wir werden also wenigstens bis morgen bleiben. Und wenn es nach mir geht, auch noch länger. Mein Fuß braucht sowieso noch eine Weile, bis er wieder fit ist. Und auch sonst ist mir die Lust am Wandern ziemlich vergangen. Mrs Masterson war so nett, unsere schmutzige und nasse Wäsche zu waschen und zu trocknen. Jetzt sehen wir wieder aus wie Menschen, nicht mehr wie »Erdgeister«. Es ist herrlich!

Wir sind rechtzeitig zum gemeinsamen Abendessen aufgestanden und haben bei der Gelegenheit auch gleich die anderen Hausbewohner kennen gelernt:

Mr Masterson ist ein etwas schweigsamer, aber netter Mann mit Halbglatze und Bierbauch. Seine Frau und er sind vor ein paar Jahren, als er pensioniert wurde, nach Lakeview in die Einsamkeit der Berge gezogen, weil Mrs Masterson Asthma hat und ihr der Arzt dringend empfahl, von der verpesteten Stadt in die reine, klare Luft der Berge zu ziehen. Seitdem gehe es ihr viel besser, erzählt Mrs Masterson immer und immer wieder. Ich hatte eher den Eindruck, sie redet sich ihre Situation etwas schön. Denn ich kann mir kaum vorstellen, dass man hier oben auf Dauer glücklich ist.

Sicher, die Landschaft ist schön, aber auch verdammt düster, zumindest bei Regen. Und es ist einsam. Die nächsten Nachbarn wohnen in Greenvalley, etliche Meilen entfernt. Um sich das Leben etwas abwechslungsreicher zu gestalten, vermieten die Mastersons die oberen Zimmer.

Zum Beispiel an Mr Falkner. Er ist so Ende dreißig, Schriftsteller und wohl ziemlich stolz darauf. Er kommt schon seit Jahren jeden Sommer hierher, um ungestört an einem neuen Buch zu arbeiten. Ich habe noch nie etwas von ihm gehört (geschweige denn gelesen), die anderen auch nicht, aber das haben wir ihn nicht wissen lassen, er wäre bestimmt beleidigt gewesen. Meistens schreibt er nachts, deshalb hat er heute

Mittag noch geschlafen. Er ist wohl ziemlich belesen, jedenfalls prahlt er ganz schön mit seinem Wissen über diese Gegend, über den See (der übrigens ein Stausee ist; über die Anlage bezieht Lakeview seinen Strom) und über alles Mögliche andere. Genau der richtige Gesprächspartner für Justus. Aber sonst ist er ganz nett. Und dann gibt es da noch Sarah, die Tochter der Mastersons. Sie studiert in Chicago Sport und besucht ihre Eltern immer für ein paar Wochen im Sommer. Sie ist auch ganz nett und unterhält sich gerade angeregt mit Peter über Leichtathletik. Zum Abendessen gab es einen tollen Gemüseintopf und danach sind einfach alle sitzen geblieben und unterhalten sich seitdem. Ich habe mich etwas zurückgezogen, um das Reisetagebuch weiterzuführen. Es ist schon elf Uhr, ich glaube, Familie Masterson wird langsam müde, aber wir drei sind natürlich etwas aus dem Rhythmus gekommen und hellwach. Und Mr Falkner ebenfalls. Den anderen haben wir übrigens nur einen Bruchteil von dem erzählt, was wirklich passiert ist. Kein Wort über unheimliche, schwebende Wesen im Nebel, nächtliche Besucher und mysteriöse Erdbeben, das hat Justus uns noch mal nachdrücklich eingeschärft. Er will erst versuchen, mehr über diese Berge und alles andere herauszufinden. Ich glaube, bei Mr Falkner ist er da an der richtigen Adresse.

»Was schreibst du denn da die ganze Zeit, Bob?«, fragte Mr Falkner.

Der dritte Detektiv klappte das Buch zu und richtete sich in seinem Stuhl auf. »Einen Reisebericht.«

»Für die Schule?«

»Nein, für mich. Nur so. Ich schreibe halt gern.«

»Du willst wohl auch mal Schriftsteller werden?«, fragte Mr Falkner und schenkte ihm ein gönnerhaftes Lächeln.

Bob verzog den Mund. »Nein. Journalist. Oder irgendwas

anderes.« Er überlegte, ob er eine abfällige Bemerkung über den Beruf des Schriftstellers machen sollte, entschied sich dann jedoch dagegen.

»Und? Habt ihr auf eurer Wanderung schon etwas Aufregendes erlebt, woraus du vielleicht mal einen Roman machen könntest?«, hakte Falkner nach, als hätte er Bobs Berufswunsch gar nicht zur Kenntnis genommen.

»Na ja...«, begann Bob und warf Justus einen Hilfe suchenden Blick zu.

»Eigentlich nicht«, sprang der Erste Detektiv ein. »Von verstauchten Fußgelenken, Regen und Hunger mal abgesehen. Was könnte man hier in den Bergen auch schon erleben!«

»Nun ja. Ihr wart immerhin auf dem Nebelberg. Ihr hättet beispielsweise dem Nebelphantom begegnen können.«

Peter, der gerade einen Schluck Tee getrunken hatte, verschluckte sich und prustete alles quer über den ganzen Tisch. »Verzeihung!«, rief er und lief rot an. »Tut mir Leid, ich... es war wohl noch zu heiß. Ich mach das schnell weg!« Er stand so schnell auf, dass der Stuhl umkippte, und holte einen Lappen aus der Spüle. Eilig wischte er den Tisch sauber. Alle anderen bemühten sich, den Vorfall zu ignorieren.

»Nebelphantom?«, fragte Justus, ohne eine Miene zu verziehen. »Was hat es denn damit auf sich? Ich habe noch nie davon gehört.«

»Oh, es gibt eine ganze Menge Legenden, die sich um diesen Berg ranken. Wusstet ihr, dass sein Gipfel mehr als dreihundert Tage im Jahr nicht zu sehen ist, weil er in den Wolken liegt? Daher hat der Berg seinen Namen.«

»Hat aber nichts mit einem Phantom zu tun, sondern mit Geografie«, warf Mr Masterson mürrisch ein. »Bei Nordwind werden die Wolken an den umliegenden Bergen vorbei automatisch hierher geweht. Hängen dann am Nebelberg fest und kommen nicht weiter. Deshalb haben wir ja auch so viel

Regen in dieser Gegend.«

»Aber an dieser Phantomgeschichte ist trotzdem etwas dran, Jack«, sagte seine Frau. »Die Leute unten im Dorf erzählen immer wieder davon.«

»Sind halt abergläubische Bauern, Joanna. Hier draußen passiert ja auch sonst nichts. Hat wahrscheinlich mal jemand auf einer Bergtour zu tief ins Glas geschaut und im Nebel ein Schaf gesehen. Schon war es ein geheimnisvolles weißes Phantom, das über den Berg streift und unschuldige Wanderer von seinem Gipfel verjagt.«

»So war es bestimmt nicht«, widersprach Mr Falkner und richtete sich kerzengerade auf, um die volle Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. »Die Legende um das Nebelphantom ist sogar sehr eng mit diesem Haus verknüpft. Mit dem Haus von Richard Ashford. Er baute es und lebte hier bis zu seinem geheimnisvollen Verschwinden vor etwa sechzig Jahren.«

»Wer war dieser Ashford?«, fragte Justus neugierig.

»Er war ein junger Abenteurer, der in dieser Gegend lebte. In jungen Jahren beging er einen Fehler nach dem nächsten: Er war Kneipenbesitzer, Hotelier und hatte sogar mal eine Wäscherei, doch er war kein besonders guter Geschäftsmann. Alles, was er anfasste, war früher oder später ruiniert. Meistens früher. Und so war er schon bald hoch verschuldet. Die Bank gab ihm kein Geld mehr und so machte er private Schulden. Bis er eines Tages durch Zufall in den Bergen eine Goldader entdeckte.«

»Gold?«, echote Peter. »Hier?«

»Ja. Ashford mochte ein miserabler Geschäftsmann sein, aber er hatte eine Art sechsten Sinn, wenn es darum ging, ungewöhnliche Geldquellen aufzuspüren. Aber um das Gold zu schürfen, brauchte er wiederum Geld. Seine Gläubiger wollten ihm nichts mehr geben. Bis er sich mit einem von ihnen wieder einmal auf ein mieses Geschäft einließ: Er versprach ihm die Hälfte des Gewinns aus der Goldmine. Im Gegenzug streckte

sein Geldgeber ihm am Anfang die Summe vor, die er brauchte, um Arbeiter anzuheuern, die Stollen zu graben und das Gold abzubauen. Ashford baute dieses Haus, um die Schürfarbeiten auf dem Nebelberg zu überwachen. Aber schon nach wenigen Monaten warf die Mine nichts mehr ab, die Goldader war kleiner gewesen, als er gehofft hatte. Trotzdem gab er nicht auf. Er war sicher, auf eine zweite Ader zu stoßen. Also ließ er weiter und weiter graben, die Mine wurde immer größer und verschlang immer mehr Geld. Aber trotz aller Mühen fand er kein weiteres Gold. Schließlich musste er aufgeben. Am Ende hatte er mehr Geld verloren als gewonnen. Die Mine wurde geschlossen. Seine Schulden konnte er niemals abbezahlen.«

»Und was geschah dann mit ihm?«, fragte Bob.

»Er war durch den neuerlichen Misserfolg so niedergeschlagen, dass er sich in dieses Haus zurückzog und sich nur noch selten im Dorf blicken ließ. Es hieß, er brütete eine neue Geschäftsidee aus, andere behaupteten, er hätte nie aufgehört, eine neue Goldader zu suchen. Über eines waren sich allerdings alle einig: Ashford drehte langsam, aber sicher durch. Er war so besessen davon, das große Geld zu machen, dass nichts anderes mehr für ihn zählte. Und dann verschwand er eines Tages.« Mr Falkner machte eine Kunstpause.

»Was soll das heißen?«

»Dass er nicht mehr im Dorf auftauchte. Und auch sonst nirgendwo. Niemand bekam ihn mehr zu Gesicht. Und als jemand Wochen später endlich nach dem Rechten sehen wollte, fand er dieses Haus leer vor. Ashford war verschwunden, niemand wusste, wohin. Die Leute nahmen an, er sei klammheimlich aus der Gegend verschwunden, um an einem anderen Ort sein Glück zu versuchen. Die Jahre vergingen und Ashford geriet in Vergessenheit. Doch eines Tages hatte ein einsamer Wanderer eine unheimliche Begegnung auf dem Nebelberg:

Er sah eine geisterhafte Gestalt, die über die nassen Wiesen schwebte und furchtbare Klagelaute ausstieß. Der Wanderer berichtete im Dorf davon. Anfangs wollte ihm niemand glauben, doch dann sahen immer mehr Leute das Phantom und schließlich ging das Gerücht um, dass es Ashfords Geist sei, der zum Nebelberg zurückgekehrt war, weil er immer noch darauf hoffte, Gold zu finden. Inzwischen traut sich kein Einheimischer mehr auf den Gipfel.

Der Nebel ist die magische Grenze, niemand wagt sich darüber hinaus. Und Fremde verirren sich nur selten hierher. Aber wenn es doch mal geschehen ist und ein Unwissender die Nebelgrenze überschritten hat, so kam es nicht selten vor, dass er kurz darauf halb wahnsinnig vor Angst im Dorf auftauchte und dort von seiner unheimlichen Begegnung mit dem Phantom erzählte. Der Nebelberg ist verflucht, jedermann in der Gegend weiß das. Wer dem Nebel zu nahe kommt, ist nicht mehr sicher.« Die drei ??? hatten Mr Falkner mit aufgerissenen Augen und halb offenen Mündern zugehört. Ein Holzscheit knackte im Kaminfeuer und Peter zuckte zusammen.

»Siehst du, Jack«, sagte Mrs Masterson mit gesenkter Stimme. »Es ist doch was dran an den Geschichten. Das ist auch der Grund, warum jahrelang niemand dieses Haus haben wollte. Sie haben alle Angst vor Ashfords Geist! Und ich weiß, du willst das nicht hören, Jack, aber sie haben auch Angst vor uns. Die Leute im Dorf meiden uns, weil wir hier oben eingezogen sind.«

»Blödsinn, Joanna, das sind doch alles Ammenmärchen!«

»Ich weiß nicht, Dad«, sagte Sarah. »Als wir vorhin unten waren, hatte ich auch das Gefühl, dass die Leute immer noch misstrauisch sind, dabei wohnt ihr hier schon so viele Jahre.«

»Ich nutze die unheimliche Atmosphäre dieses Ortes, um sie in meine Bücher einfließen zu lassen«, sagte Mr Falkner. »Aber auf Dauer könnte ich hier nicht leben. Wenn ich mir vorstelle,

dass der Nebel manchmal bis hinunter zum See kriecht und das Phantom dann ganz nah ist...« Er sprach nicht weiter. Niemand sagte mehr etwas. Plötzlich pochte etwas laut gegen das Fenster!

Gruselgeschichten

Justus, Peter und Bob zuckten zusammen, Sarah stieß einen kleinen Schrei aus. Sie alle starrten zum Fenster. Draußen herrschte finsterste Nacht. Nichts war zu sehen.

Niemand rührte sich, niemand sprach ein Wort. Dann schob der Erste Detektiv leise seinen Stuhl zurück, stand auf und ging langsam auf das Fenster zu. In den Bergen gab es keine Straßenlaternen, keine Nachbarhäuser, nicht die kleinste Lichtquelle. Und der Himmel war so bedeckt, dass auch Mond und Sterne keine Chance hatten durchzudringen. Nur das Licht, das von innen durch das Fenster fiel, erhellte die Dunkelheit ein wenig. Justus trat an die Scheibe heran. Er sah sein eigenes Spiegelbild. Und das verzerrte Rechteck aus Licht und seinem eigenen Umriss auf dem Rasen vor dem Haus. Sonst nichts. Plötzlich sprang ein Schatten von der Seite auf das Fenster zu und knallte gegen die Scheibe. Justus wich zurück. Dann atmete er erleichtert auf. »Der Fensterladen. Es muss ziemlich windig geworden sein. Er hat sich losgerissen und ist gegen das Fenster gedonnert.«

Mr Masterson lachte schallend auf. »Reingefallen! Wusste doch gleich, dass es der Fensterladen ist. Der schlackert nämlich dauernd hin und her, muss ihn dringend reparieren. Hat aber Spaß gemacht zuzusehen, wie euch die Muffe geht!«

»Dad!«, rief Sarah empört und knuffte ihren Vater in die Seite.

»Genug mit den Gruselgeschichten für heute Abend«, beschloss Mrs Masterson. »Wir werden schlafen gehen. Ihr könnt so lange hier unten sitzen bleiben, wie ihr wollt, das stört uns nicht.« Die Familie Masterson verabschiedete sich und war bald in ihren Schlafräumen verschwunden. Zurück blieben die drei ??? und Mr Falkner, der keine Anstalten machte, in sein Zimmer zu gehen.

»Das war ein unterhaltsames Schauermärchen, Mr Falkner«, spielte Justus den Unbedarften. »Aber wie steht es mit Ihnen? Glauben Sie selbst an diese Geschichte?«

Er lächelte geheimnisvoll. »Sagen wir so: Ich würde sie gern glauben.«

»Das verstehe ich nicht.«

Falkner holte tief Luft. »Ich habe eine Angewohnheit: Immer wenn ich einen Ort bereise, den ich noch nicht kenne, versuche ich etwas über seine Geschichte herauszufinden. Jedoch nicht nur die Geschichte, die in Büchern und Touristenheften steht, sondern auch über die Mythologie des Ortes. Darüber, was die Menschen, die dort leben, bewegt, was sie beschäftigt, woran sie glauben und warum. Mich interessiert die Frage, wie sehr ein Ort den Menschen, der dort lebt, beeinflusst. Und andersrum. Ich will Wahrhaftigkeit in meinen Geschichten. Und dafür brauche ich wahrhaftige Menschen, Orte und Zusammenhänge als Vorbilder.« Justus war nicht sicher, ob er verstand, was Falkner zu sagen versuchte.

»Der Nebelberg ist ein geheimnisvoller, düsterer Ort. Die Frage ist jedoch: Wäre er das auch, wenn es keine Menschen gäbe, die Legenden über ihn erzählen? Oder andersherum: Wenn es den Berg nicht gäbe, würden die Menschen dann Sagen über etwas anderes erzählen, den See zum Beispiel? Diese Wechselwirkung von Ort und Mensch fasziniert mich. Daher beschäftige ich mich mit der Mythologie eines Ortes. Und ich bemühe mich, ihr Glauben zu schenken. Denn wenn ich glauben kann, dann verstehe ich den Ort besser und die Menschen, die dort leben. Wahrhaftigkeit ist das Wichtigste in meiner Arbeit.« Falkner sah die drei ??? an, als erwartete er eine Antwort.

Peter grinste verlegen. »Ich glaube, ich habe kein einziges Wort verstanden. Glauben Sie nun an das Phantom oder nicht?«

»Ich denke, das ist nicht wichtig, Peter. Wichtig ist nur die Frage nach dem wahren Kern in jeder Legende. Was ich glaube,

ist völlig irrelevant. Aber meint ihr, dass sich eine Legende auch um ein Nichts herumspinnen kann? Ich meine das nicht. Und damit steht für mich fest, dass der Nebelberg von einem Geheimnis umgeben ist. Ich weiß nur nicht, von welcher Art.«

»Wir haben das Phantom gesehen«, sagte Justus plötzlich. Bob und Peter starrten ihn fassungslos an. Peters Mund klappte auf, dann machte er ihn wieder zu, ohne etwas zu sagen. Doch Justus blieb ungerührt. Er beobachtete Falkner. Auch der Schriftsteller wirkte überrascht, doch Justus versuchte hinter diese offensichtliche Reaktion zu blicken. Es gelang ihm nicht.

»Tatsächlich?«, sagte Falkner schließlich.

»Ja. Gestern. Wir hatten uns auf dem Nebelberg verirrt und da tauchte es plötzlich auf. Wir rannten weg, dabei verstauchte Bob sich den Fuß. So sind wir überhaupt erst in dieses Haus gekommen.« Justus blickte sein Gegenüber herausfordernd an. »Was denken Sie?«

Mr Falkner blickte lange von einem zum anderen, dann breitete sich plötzlich ein Grinsen auf seinem Gesicht aus und schließlich fing er an zu lachen. »Ich denke, du willst dich dafür rächen, dass ich euch eben einen solchen Schrecken eingejagt habe. Aber ich bin unschuldig! Für den Fensterladen konnte ich schließlich nichts!«

Bob und Peter stimmten in das Lachen ein. Es klang künstlich. Nur Justus lachte nicht.

»Okay, Jungs, ich werde nun wieder an die Arbeit gehen.« Falkner stemmte sich aus seinem Stuhl und ging Richtung Treppe. »Einen schönen Abend noch. Und lasst euch nicht vom Phantom holen!« Er zwinkerte ihnen zu und verschwand nach oben.

Die drei ??? warteten, bis sie seine Zimmertür ins Schloss fallen hörten. Dann legte Peter mit gedämpfter Stimme los: »Was sollte das denn jetzt wieder, Justus? Hast du sie noch alle?«

»Ja!«, ereiferte sich Bob. »Hattest du uns nicht eingeschärft, kein Wort über unsere Begegnung zu verlieren?«

»Ich gebe zu, ich bin einer spontanen Eingebung gefolgt, deren Konsequenzen ich noch nicht absehen konnte. Aber ich hatte das Gefühl, dass Falkner etwas vor uns verbirgt.«

»Wie kommst du darauf?«

»Fandet ihr sein Gerede nicht irgendwie seltsam?«

»Seltsam?«, fragte Peter. »Klar. Aber ich kann dir auch sagen, warum: Falkner ist halt ein seltsamer Typ. Und er hört sich selbst gern reden. Besonders wenn es irgendein abgedrehtes Schriftsteller-Zeug ist. Er ist halt Künstler oder wenigstens hält er sich für einen.«

»Ich hatte eher den Eindruck, er spielt mit uns«, widersprach Justus. »Er ahnte, dass wir etwas vor ihm verbergen. Also hat auch er nichts von dem gesagt, was wir eigentlich wissen wollten. Deshalb habe ich ausgepackt.«

»Hat ja großartig geklappt«, bemerkte Peter spöttisch.

»Ja«, gab Justus zerknirscht zu. »Der Erfolg der Aktion ließ leider zu wünschen übrig.«

»Ich finde«, mischte Bob sich ein, »wir sollten uns über etwas ganz anderes Gedanken machen. Wir wissen doch jetzt, dass wir auf dem Berg wirklich ein Phantom gesehen haben. Die Frage ist doch nur noch: Wie kommen wir so schnell wie möglich hier weg?«

»Kollegen...«, begann Justus.

»Wir könnten Mr Masterson fragen, ob er uns mit dem Wagen mitnehmen kann ins Dorf«, schlug Peter vor.

»Kollegen...«

»Vielleicht gibt es dort einen Bus, der uns zurück zum Auto bringt...«

»Kollegen...«

»... Ansonsten wäre ich aber auch bereit, das Geld für ein Taxi auszugeben. Mit meinem Fuß kann ich jedenfalls unmöglich -«

»Kollegen!«

Bob und Peter zuckten zusammen. »Warum schreist du denn so?«

»Wir werden nirgendwohin gehen!«

Der Satz hing einige Sekunden lang unheilvoll im Raum. Wie ein Befehl. Oder eine Drohung. Dann legte Peter los: »Oh nein, Justus Jonas. Wir *werden* hier verschwinden! Ich weiß, du hast schon wieder Feuer gefangen. Das Phantom auf dem Nebelberg! Das ist geradezu perfekt für deinen wahnsinnigen, verwirrten Geist, nicht wahr? Du kannst es gar nicht abwarten, das Rätsel um dieses Phantom zu lüften! Hast du unsere Begegnung mit ihm gestern etwa schon vergessen? Du bist schreiend davongelaufen!«

»Peter«, sagte Justus ruhig. »Es gibt keine Phantome. Das weißt du so gut wie ich.«

»Nein. Weiß ich nicht. Ich habe gestern eines gesehen. Wir alle haben das. Und du kannst mir hundertmal erzählen, dass es so etwas wie Geister nicht gibt: Das da war einer!«

»Selbst wenn du Recht hast, Peter, und das wirklich eine übernatürliche Erscheinung war, dann ist das ein umso dringlicheres Argument, hier zu bleiben und der Sache auf den Grund zu gehen. Ein Beweis für die Existenz übersinnlicher Erscheinungen wäre von unschätzbarem wissenschaftlichem Wert! Wir müssen -«

»Oh, hör auf mit deinen geschwollenen Reden, Just! Ich will nicht hier bleiben, kapiert? Und Bob auch nicht. Du kannst ja deinem wissenschaftlichen Eifer nachgehen, solange du willst, ich haue auf jeden Fall ab.«

Plötzlich flackerte das Licht. Es gab ein elektrisches Zischen. Dann erlosch die Küchenlampe und die drei ??? saßen im

Dunkeln.

»Was ist denn jetzt los?«, fragte Bob und flüsterte unwillkürlich.

»Stromausfall«, sagte Justus lakonisch. »Das soll hin und wieder vorkommen. Hat jemand ein Feuerzeug griffbereit?« Bob wühlte in seiner Hosentasche und ließ kurz darauf eine kleine Flamme aufleuchten.

»Hier gibt es bestimmt irgendwo Kerzen. Sieh mal dort in der Schublade nach, Peter!«

Wenig später hatten sie einen kleinen Kerzenrest gefunden, der den Küchentisch nun spärlich beleuchtete. Der Tisch sah plötzlich viel größer aus als vorher, ebenso der gesamte Raum. Der Feuerschein verlor sich flackernd in der Dunkelheit und die drei Detektive rückten automatisch näher an die Kerze heran.

»Keine Panik«, sagte Justus, der bemerkt hatte, wie unruhig Peter und Bob geworden waren. »Es ist bloß ein Stromausfall, nichts weiter.«

»Pst!«, zischte Peter. »Ich glaube, ich hab was gehört!« Sie lauschten. Etwas knarrte. Ganz in ihrer Nähe.

»Das sind Schritte!«, wisperte Bob. »Jemand ist hier im Haus!« Nun war es unverkennbar: Jemand kam die Treppe herunter. Die drei ??? starrten hinüber zu den Stufen, die in tiefen Schatten lagen. Dann erschien ein Paar Beine.

»Gott sei Dank, ihr habt Kerzen gefunden«, sagte Mr Falkner, der sich vorsichtig durch die Dunkelheit vorantastete. »Wisst ihr, was hier los ist?«

»Stromausfall«, sagten alle drei wie aus einem Munde und seufzten erleichtert.

Falkner bemerkte das und grinste. »Na, habt ihr mich für das Phantom gehalten?«

»Wenn ich ehrlich sein soll ja«, gestand Peter. »Diese Geschichte ist wirklich unheimlich.«

»Aber eben nur eine Geschichte, nicht wahr?«, erwiderte Falkner geheimnisvoll und setzte sich zu ihnen an den Tisch. »Zum Glück hat mein Laptop automatisch auf den Akkubetrieb umgeschaltet, als der Strom weg war, sonst hätte ich alt ausgesehen. Aber der hält nicht lange. Und ohne Licht kann ich sowieso nicht arbeiten.«

»Mrs Masterson erzählte uns, dass das Haus seinen Strom vom Kraftwerk am Staudamm bezieht«, sagte Bob. »Meinen Sie, es gab dort einen Defekt?«

»Das kann schon sein«, erwiderte Falkner. »Ich war in den letzten Jahren öfter hier. Stromausfälle gibt es immer wieder mal. Die Mastersons müssen dann jemanden aus dem Dorf kommen lassen, der den Schaden behebt. Heute Nacht werden wir also keinen Strom mehr kriegen.«

»Großartig«, sagte Peter düster. »Das wird wirklich immer besser.«

»Ich finde es gemütlich«, sagte Justus und beugte sich über die Kerzenflamme, so dass das flackernde Licht seine Gesichtszüge zur gruseligen Fratze verzerrte. Er senkte die Stimme zu einem unheimlichen Flüstern. »Einsam und allein mitten in den Rocky Mountains. Am Fuße des Nebelberges, um den sich uralte Legenden ranken. In einem Haus, das einst dem Mann gehörte, dessen Geist auf dem Berg spukt. Drei verängstigte Wanderer sind hier inmitten der Einsamkeit gestrandet. Sie haben Zuflucht in diesem Haus gesucht und ahnen nicht, dass das ihr größter Fehler war.« Justus lächelte diabolisch.

»Hör auf damit, Just!«, forderte Peter.

Falkner lachte. »Du hast den mysteriösen Schriftsteller vergessen, der sich sehr rätselhaft benimmt, Justus.«

»Danke für den Hinweis«, erwiderte Justus und beugte sich erneut über die Flamme. »Am späten Abend, die anderen Hausbewohner sind schon längst zu Bett gegangen, sitzen die

drei Wanderer nichts ahnend in der Wohnküche und sprechen über das Nebelphantom, als *plötzlich* -« Justus schlug mit der flachen Hand laut auf den Tisch, dass die anderen - auch Mr Falkner - zusammenzuckten. »Als plötzlich der Strom ausfällt! Nur noch der schwache Schein einer winzigen Kerze, die bald ausbrennen wird, beleuchtet das Innere des Hauses, während draußen die Nacht immer schwärzer wird. Nebel steigt auf und wird dichter und dichter. Langsam kriecht er auf das Haus zu und hüllt es von allen Seiten ein.«

Unwillkürlich blickte Peter zum Fenster - und erschrak!
»Justus!«

Nun war es der Erste Detektiv, der vor Schreck zusammenzuckte. »Was ist denn?«, fragte er verärgert.

Mit leicht zitternder Hand wies Peter nach draußen. Vor dem Fenster herrschte keine tiefschwarze Nacht mehr, sondern grauer Nebel schimmerte unheimlich im schwachen Kerzenschein. »Woher wusstest du das mit dem Nebel?«

Justus schluckte. »Ich wusste es nicht. Ich dachte nur, das würde jetzt ganz gut in die Geschichte passen.«

»Das Geschöpf überflügelt den Schöpfer und spinnt seine eigene Geschichte weiter«, sagte Mr Falkner geheimnisvoll.
»Wie philosophisch.«

Justus stand auf, trat an die Scheibe und blickte hinaus. »Was für eine Suppe da draußen! Man kann kaum zehn Meter weit gucken.«

»Ist ja auch dunkel«, bemerkte Bob. »Ja. Aber es ist nicht nachtdunkel, sondern nebeldunkel.« Nun traten auch die anderen an die Fenster und blickten nach draußen. Dann begriffen sie, was Justus meinte: Die Dunkelheit war nicht mehr nachtschwarz und endlos, sondern grau und wattig. Und sie endete nur wenige Meter vor der Scheibe. Dahinter war - nichts.

»Das kommt durch den See«, erklärte Mr Falkner. »Wo viel Wasser ist, ist auch viel Nebel. Mrs Masterson erzählte, dass

man im Winter manchmal tagelang kaum etwas sehen kann.«

»Unheimlich«, sagte Peter beklommen. »Sollen wir nicht einfach ins Bett gehen?«

»Du könntest doch sowieso nicht schlafen«, meinte Bob.

»Stimmt. Ich bin ja erst vor ein paar Stunden aufgestanden. Das heißt also wohl, dass wir jetzt die ganze Nacht hier im Dunkeln herumsitzen müssen, was? Und die Kerze brennt nicht mehr lange.«

»Wir treiben bestimmt noch eine auf«, beruhigte Justus ihn. »Jetzt krieg keine Panik, Peter. Das da draußen ist nur Nebel! Kleine, in der Luft schwebende Wassertröpfchen. Ganz harmlos.« Justus kehrte zurück an den Tisch. »Möchte noch jemand einen Tee?«

Plötzlich zuckte Bob zusammen. »Was ist, Bob?«

»Ich glaube, da war was!«

Peter wich einen Schritt vom Fenster zurück. »W... was denn?«

»Keine Ahnung. Etwas huschte am Fenster vorbei. Glaube ich.« Bob starrte angestrengt in die formlose Dunkelheit. Nichts. Er atmete auf. »Vielleicht habe ich mich auch getäuscht.«

»Mir scheint, eure Nerven sind derzeit etwas überstrapaziert«, sagte Justus. »Ich werde sehen, ob ich im Schrank einen Beruhigungstee finde.«

»Oh ja!«, rief Peter. »Bitte!«

Mr Falkner, der am Fenster stehen geblieben war, lachte leise. »Ihr seid wirklich die amüsanteste Gesellschaft, die ich während meiner Aufenthalte auf Lakeview je hatte. Ich finde -«

WAMM!

Hinter Falkner knallte etwas gegen die Fensterscheibe! Diesmal war es kein Fensterladen. Sondern eine weiße, zur Klaue verkrümmte Hand!

Das Phantom schlägt zu

Mr Falkner wirbelte herum. Die drei ??? schrien. Dann war die Hand verschwunden.

»Habt ihr das gesehen?«, rief Peter und wich immer weiter zurück. »Habt ihr das gesehen?«

»Was war das?«, fragte Falkner aufgeregt und presste sein Gesicht an die Scheibe.

»Gehen Sie da weg, Mr Falkner!«, riet Bob und griff nach Falkners Schulter.

»Ich will wissen, was das war. Ich habe nur noch etwas Weißes gesehen, dann war es verschwunden.«

»Es war eine Hand!«, antwortete Peter mit sich überschlagender Stimme. »Nicht wahr, Justus? Es war doch eine Hand, oder?«

Der Erste Detektiv nickte benommen. »Ja. Ich habe auch eine Hand gesehen.«

»Eine Hand? Ihr wollt mich auf den Arm nehmen!«

»Nein! Da war wirklich eine Hand!«, rief Peter, der auf seinem langsamen Rückzug mittlerweile die andere Seite des Raumes erreicht hatte. »Sie schlug an die Scheibe und -«

WAMM!

»Aaaah!« Peter tat einen Sprung nach vorn. Direkt hinter ihm war etwas gegen ein anderes Fenster geschlagen! »Was war das, Just, was war das?«

»Wieder die Hand«, antwortete Justus mit belegter Stimme.

»Diesmal habe ich sie auch gesehen«, sagte Falkner. »Wer ist denn das da draußen?«

»Das Phantom!«, hauchte Peter und sein Blick jagte von einem Fenster zum nächsten. »Es ist durch den Nebel gekommen!«

»Unsinn!«, widersprach Falkner und blickte wieder aus dem Fenster.

»Seien Sie vorsichtig, Mr Falkner!«, sagte Peter ängstlich. »Es könnte die Scheibe zerschlagen und nach Ihnen greifen!«

»Du hast zu viele Horrorfilme gesehen, Junge. Wir sind hier nicht bei ›Nebel des Grauens‹.«

»Sind Sie sicher? Kommt mir aber ganz so vor.«

»Da draußen schleicht irgendjemand herum und hält uns zum Narren.«

»Sie wollen da doch nicht etwa rausgehen?«, fragte Peter entsetzt. Falkner antwortete nicht, sondern starrte schweigend in die Nacht hinaus. »Nichts zu sehen. Verfluchter Nebel! Der Kerl könnte drei Meter vor mir stehen und ich würde ihn nicht erkennen.«

»Wieso denken Sie, dass es ein Kerl ist?«, fragte Justus. »Meinetwegen auch eine Frau. Aber bestimmt kein Phantom.«

Inzwischen hatten sich Justus und Bob zu Peter in die Mitte des Raumes gesellt, so weit wie möglich von den Fenstern und der Tür entfernt. »Justus!«, drängte Peter. »Wir müssen etwas tun! Das Ding soll verschwinden! Ruf die Polizei!«

»Die Polizei?« Justus lachte auf. »Peter, wir sind hier im Niemandsland! Die Polizei rückt garantiert nicht mitten in der Nacht bei diesem Nebel aus, nur weil hier jemand an die Scheibe geklopft hat.«

Eine Weile lauschten sie schweigend. Draußen rührte sich nichts mehr. »Vielleicht haben wir uns getäuscht«, überlegte Bob flüsternd. »Es könnte ein Tier gewesen sein. Ein Vogel vielleicht, der gegen die Scheibe geflogen ist.«

»Klar«, höhnte Peter. »Und dann ist er einmal ums Haus geflogen, um auf der anderen Seite ein zweites Mal gegen die Scheibe zu knallen.«

WAMM!

Die Hand schlug direkt vor Mr Falkners Nase gegen das Fenster und verschwand sogleich wieder. Der Schriftsteller taumelte vor Schreck zurück und hielt den Atem an. Und dann kam das Heulen.

Erst klang es wie das Heulen des Windes, doch es wurde rasch lauter. Ein Schrei wie der einer Frau in Todesangst mischte sich darunter und schließlich hallte genau das grausige Klagen durch die Nacht, das die drei ??? bereits am Tag zuvor auf dem Berg gehört hatten. Eisige Schauer liefen ihnen über den Rücken und Justus spürte, wie sich seine Nackenhaare aufrichteten. Dieser Schrei fuhr ihm durch sämtliche Glieder!

»W... was... was ist das?«, stotterte Mr Falkner und wich zurück, bis er in der Mitte des Raumes mit den drei Detektiven zusammenstieß.

»Das Phantom!«, rief Peter. »Es war die Wahrheit, Mr Falkner, wir haben es wirklich auf dem Berg gesehen! Und gehört!« Der Schrei wollte kein Ende nehmen. Ohrenbetäubend gellte er durch die Nacht wie eine Sirene, in ständig an- und abschwellendem Singsang.

Falkner machte einen entschlossenen Schritt Richtung Tür. »Ich sehe nach!«

»Nein!«, rief Peter. »Nicht!«

»Doch. Diesem üblen Scherz werden wir gleich ein Ende bereiten. Wer immer das da draußen ist, er kann was erleben!« Justus wollte ihn begleiten. Er wollte es wirklich. Doch als er seinen Beinen den Befehl geben wollte loszulaufen, bemerkte er, dass sie zitterten wie Grashalme im Sturm. Er konnte keinen einzigen Schritt machen. Wie angewurzelt blieb er stehen und sah Falkner nach, wie er zur Tür ging und sie mit einem Ruck öffnete. Augenblicklich wurde das Heulen noch lauter. Es kam direkt aus dem Nebel vor der Tür. Doch zu sehen war nichts. Mr Falkner blieb einen Moment im Türrahmen stehen. »Kommen Sie raus, Sie Spinner!«, rief er wutentbrannt.

Keine Reaktion. Und so trat Falkner nach draußen in den Nebel. Die drei ??? sahen ihn noch drei Schritte weit gehen, dann schluckte ihn die Dunkelheit.

Jetzt endlich wagten sie, sich aus der Mitte des Raumes wegzubewegen. Sie gingen zur Tür und spähten hinaus. Der dunkelgraue Nebel empfing sie wie eine undurchdringliche Wand. Von Falkner war schon nichts mehr zu sehen, nur das Heulen hörte einfach nicht auf.

»Mr Falkner!«, rief Justus. »Sind Sie noch da?«

»Ja, Justus!«, kam prompt die Antwort. »In diesem verfluchten Nebel sieht man nicht mal die Hand vor Augen! Ich... aaaaargh!« Das Heulen des Phantoms schwoll an. Falkner schrie. Es gab einen dumpfen Schlag. Dann wurde das Heulen leiser. Justus starrte entsetzt hinaus in den Nebel. Dann blickte er zu Bob und Peter. Beide waren totenbleich. »Mr Falkner?« Keine Antwort.

»Das Phantom... hat ihn...«, stammelte Peter und brachte den Satz nicht zu Ende.

»Wir müssen ihm helfen!«, rief Bob, rührte sich jedoch nicht von der Stelle. Er hatte das Gefühl, wenn er auch nur einen Schritt über die Schwelle treten würde, wäre er dem Nebelphantom hilflos ausgeliefert. Dieses Haus war wie eine kleine Festung. Eine winzige Insel in einem Meer aus Nebel und Dunkelheit, in dem furchtbare Kreaturen lebten und nur darauf warteten, dass jemand über die magische Grenze trat. Wenn er jetzt da rausging, war er verloren. Wie Mr Falkner. »Mr Falkner!!!« Das grausige Klagen wurde leiser und leiser, es entfernte sich immer weiter von ihnen, bis es schließlich verstummte. Eine Windböe fuhr plötzlich durch die Tür, zerrte an der Kerzenflamme und ließ sie verlöschen. Nun war es stockfinster. Nicht das kleinste Fünkchen Licht war mehr da. Selbst das Grau des Nebels war zu einem alles verschlingenden Schwarz geworden. »Oh Gott!«, wisperte Peter. »Schnell, Just,

mach die Tür zu!«

»Aber wir können doch nicht -«

»Mach die verdammte Tür zu!«

Ein lauter Knall direkt hinter ihnen ließ sie zusammenfahren.
»Was ist denn das für ein Lärm!«, knurrte eine dunkle Stimme.
»Hab ja Verständnis für junge Leute, aber das geht nun wirklich zu weit!«

»Mr Masterson!«, rief Bob. »Hier... Es war... Mr Falkner ist...«

»Wieso ist es denn so dunkel? Und wer hat hier die ganze Zeit so furchtbar geschrien?«

»Es... es war...«

»Mach doch mal jemand das Licht an!«

»Was ist denn los, Jack?«, fragte eine müde Stimme.

»Ich weiß es nicht, Joanna, hab nicht die geringste Ahnung.«

Schritte kamen die Treppe herunter. »Dad? Ist der Strom wieder ausgefallen? Was war denn das für ein schreckliches Geräusch?«

Es dauerte eine Weile, bis Mrs Masterson ein paar Kerzen gefunden und Bob sie mit zitternden Händen angezündet hatte. Justus schloss die Tür und blickte die Mastersons verstört an. Alle drei sahen müde und ein bisschen wütend aus. Schließlich erhob Jack Masterson das Wort: »Raus mit der Sprache! Was ist hier passiert? Und wo ist Mr Falkner? Ich denke, der arbeitet nachts! Kann er jetzt ja wohl schlecht ohne Strom.« Herausfordernd blickte er die drei ??? an.

Justus räusperte sich, um seiner Stimme einen festen Klang zu geben. Es gelang ihm nur teilweise. Trotzdem bemühte er sich, so ruhig und sachlich wie möglich zu berichten, was passiert war.

»Das Phantom?«, fragte Mr Masterson schließlich.

Justus sah ihm deutlich an, dass er nicht wusste, ob er ihnen glauben sollte. »Ich weiß, es klingt verrückt, aber genau so hat es sich abgespielt.«

»Aber ihr habt nichts gesehen da draußen, oder? Außer dieser... Hand, meine ich.«

»Nein, aber wir haben es gehört«, antwortete Peter, der immer noch am ganzen Leib zitterte. »Und es war das gleiche schreckliche Geheul wie gestern auf dem Berg.« Nun berichtete der Zweite Detektiv, was ihnen auf dem Nebelberg widerfahren war. Nach und nach wurde Mr Mastersons Gesichtsausdruck milder und schließlich lag eine Spur von Angst in seinen Augen. Seine Frau und seine Tochter, die gebannt an Justus' und Peters Lippen gehangen hatten, drängten sich eng an ihn. »Himmel, Jack! Dann sind die Geschichten also doch wahr!«

»Ich... ich weiß nicht.«

»Aber wir haben das Geheul doch gehört!«

»Wir wissen selbst nicht, was wir glauben sollen«, sagte Justus. »Aber Mr Falkner ist verschwunden. Irgendjemand oder irgendetwas hat ihn da draußen überwältigt und...«

»Du meine Güte!«, rief Peter plötzlich. »Vielleicht ist er ja noch da! Er könnte direkt vor dem Haus liegen! Wir müssen ihn suchen! Vielleicht ist er verletzt!«

»Du hast Recht, Peter!« Bob konnte es nicht fassen. Aus irgendeinem Grund waren sie alle davon ausgegangen, dass das Phantom Mr Falkner verschleppt hatte. Dabei war es viel wahrscheinlicher, dass er noch immer da draußen lag. Allerdings bedeutete dies... dass sie das Haus verlassen mussten. Hinaus aus den schützenden Mauern. Hinein in den furchtbaren Nebel. »Ich hole eine Taschenlampe«, sagte Mr Masterson, stand auf und begann wie wild in den Küchenschubladen zu wühlen. Bald darauf war er bereit.

»Bitte, Jack, geh nicht da raus!«, flehte Mrs Masterson.

»Hast doch gehört, was die Jungen gesagt haben, Joanna. Mr Falkner ist vielleicht noch da. Er braucht unsere Hilfe!«

»Wir gehen alle«, beschloss Justus. »Wenn wir dicht zusammenbleiben, kann uns nichts passieren.«

Damit waren alle einverstanden. Mrs Masterson und Sarah zogen sich einen Morgenmantel über, dann traten sie zu sechst hinaus in die Nacht. Der Nebel empfing sie wie eine nasse, kalte Hand. Es stellte sich schnell heraus, dass die Taschenlampe ihnen wenig nützte. Sie ließ den Nebel nur wie einen Scheinwerfer aufleuchten, der sie blendete. Besser sehen konnten sie dadurch nicht. Also leuchtete Mr Masterson auf den Boden. So hatten sie wenigstens ein bisschen Licht und konnten sich der Illusion hingeben, nicht vollkommen orientierungslos zu sein. Schritt für Schritt bewegten sie sich vom Haus weg. Die Eingangstür war schon bald von der grauen Suppe verschluckt worden, nur noch das schwache Leuchten der Kerzen in den Fenstern drang zu ihnen durch. »Mr Falkner!«

»Mr Falkner!«

Einer von ihnen rief immer den Namen des Vermissten, doch niemand antwortete.

Eine Viertelstunde lang suchten sie die nähere Umgebung des Hauses ab. Sie gingen hinunter bis zum Seeufer und genauso weit in die andere Richtung, doch sie fanden keine Spur von Falkner oder dem Phantom. Verärgert kehrten sie ins Haus zurück.

»Was nun?«, fragte Sarah besorgt.

»Wir rufen die Polizei«, entschied Mrs Masterson.

»Joanna, sollen wir nicht -«

»Jack! Ein Mann ist verschwunden! Wir müssen die Polizei informieren!« Entschlossen griff sie nach dem Telefonhörer, hob ihn ans Ohr - und stutzte. Sie drückte einige Male auf die Gabel. Dann ließ sie den Hörer langsam sinken. »Tot«, sagte sie.

»Die Leitung ist tot!«

»Das wundert mich nicht«, antwortete Justus.

»Wie bitte?« Alle sahen ihn überrascht an.

»Ich habe nachgedacht. Und ich bin zu dem Schluss gekommen, dass der Stromausfall kein Zufall ist. Sie beziehen Ihren Strom vom Kraftwerk am Stausee. Es dürfte ein Kinderspiel sein, die Leitung zu manipulieren. Ebenso verhält es sich bei den Telefonkabeln. Bei einem Haus wie diesem, weit weg von jeglicher Zivilisation, ist es kein großes Problem, die Kabel zu finden und zu durchtrennen. Da hat jemand systematisch dafür gesorgt, dass wir von der Außenwelt abgeschnitten sind.«

Mrs Masterson schlug entsetzt die Hand vor den Mund. »Was sagst du da, Justus?«

»Das klingt doch logisch, oder? Ohne Strom sind wir in unseren Aktionsmöglichkeiten eingeschränkt, ohne Telefon können wir keine Hilfe holen. Die perfekte Situation, um uns in Angst und Schrecken zu versetzen. Und um jemanden zu entführen.«

»Du meinst... das Phantom hat die Kabel durchgeschnitten?«, fragte Peter ungläubig.

»Ja. Nur dass ich immer noch nicht an ein Phantom glaube.«

»Wie bitte? Du hast vorhin genauso vor Angst geschlottert wie wir alle«, warf Bob ein.

»Das habe ich auch nicht bestritten. Trotzdem glaube ich nicht, dass das Phantom ein übernatürliches Wesen ist. Geister schneiden keine Kabel durch. Und sie klopfen auch nicht an Fenster.«

»Was sollen wir denn nun unternehmen?«, fragte Sarah. »Irgendetwas müssen wir doch tun!«

»Wir sollten hinunter ins Dorf fahren«, meinte Peter, der keine Sekunde länger in diesem Haus bleiben wollte.

»Unmöglich«, widersprach Mr Masterson. »Bei Nacht und Nebel können wir nicht fahren. Es sind ein paar Meilen, bis der Pfad auf eine richtige Straße führt. Bei den Sichtverhältnissen würden wir nach hundert Metern im Graben landen.«

»Heute Nacht sind uns also die Hände gebunden«, fasste Justus zusammen. »Aber morgen früh...«

»Verschwinden wir hier, so schnell es geht«, fiel Peter ihm ins Wort.

»Richtig.«

Die Mastersons registrierten es nicht, doch Bob und Peter bemerkten den Unterton, mit dem Justus »richtig« gesagt hatte, sofort.

»Ich ahne Böses«, sagte Peter unheilvoll nach einer Weile. »Du führst doch schon wieder etwas im Schilde, nicht wahr, Just? Du willst doch nicht etwa...«

»Oh nein«, sagte Bob, der genau das Gleiche dachte.

»Aber natürlich«, beantwortete Justus die unausgesprochene Frage. »Ich zwingen ja niemanden mitzukommen.«

»Einen Augenblick«, mischte Sarah sich in das Gespräch. »Ich kann euch gerade nicht ganz folgen. Worum geht es?«

»Justus will das Phantom suchen«, erklärte Peter mit Grabesstimme. »Er will auf den Nebelberg.«

»Wie bitte?«

»Es ist doch ganz offensichtlich. Alle Spuren führen auf diesen Berg. Wenn wir das Geheimnis des Phantoms lüften wollen, müssen wir den Gesetzen der Logik folgend dort anfangen.«

»Anfangen?«, echote Sarah. »Aber womit denn?«

»Na, mit den Ermittlungen. Ach so, ja, richtig, das hatte ich ganz vergessen.« Justus griff in seine Tasche, zog eine etwas in Mitleidenschaft gezogene Visitenkarte hervor und reichte sie Sarah.

Die drei Detektive

Wir übernehmen jeden Fall



Erster Detektiv:

Justus Jonas

Zweiter Detektiv:

Peter Shaw

Recherchen und Archiv:

Bob Andrews

Aufbruch

Bobs Reisetagebuch:

Nimmt diese Nacht denn nie ein Ende? Ich habe das Gefühl, bereits seit einer Woche hier im Kerzenschein zu sitzen. Draußen ist es immer noch stockdunkel. Die Diskussion ging noch ewig weiter. Das Übliche natürlich: Peter erklärte Justus wegen seines Vorhabens, auf den Nebelberg zu gehen, für verrückt, während Justus versuchte locker zu bleiben und alles logisch zu begründen. Die Mastersons hielten das mit der Visitenkarte anfangs für einen Scherz. Doch als Justus in seiner gewohnten Manier begann, Theorien und mögliche Vorgehensweisen zu erläutern und dabei ganz nebenbei zum Wortführer unserer kleinen »Hausgemeinschaft« aufstieg, hörten sie ihm zu.

Was ist dabei herausgekommen? Die Mastersons wollen morgen ins Dorf fahren und die Polizei alarmieren. Justus versuchte sie davon abzuhalten, er meinte, er wolle erst versuchen, das Geheimnis des Nebelbergs allein zu lüften, bevor die Polizei ihm dabei im Weg stehe. Aber glücklicherweise haben die Mastersons sich nicht darauf eingelassen und sind bei ihrem Plan geblieben. Ebenso wenig konnten wir Justus allerdings von seinem Plan abhalten, morgen auf den Berg zu gehen und das Phantom zu suchen. Das Problem: Ich kann unmöglich mitkommen, mein Fuß ist immer noch geschwollen. Und Peter will natürlich nicht mitkommen, er zittert ja jetzt noch. Allein gehen lassen wollen wir unseren Ersten aber auch nicht. Ich denke, das sorgt morgen früh noch für Streitereien.

Ansonsten weiß ich gar nicht, wie ich mich fühlen soll. Wir alle haben Angst um Mr Falkner. Er ist jetzt allein da draußen im Nebel. Falls er überhaupt noch lebt. Niemand wagt es auszusprechen, aber ich bin sicher, dass jeder von uns schon an das Schlimmste gedacht hat. Mir läuft es kalt den Rücken runter.

Ich glaube, wir haben nur deshalb so endlos lange über alles geredet, um uns abzulenken. Aber nach und nach sind dann doch alle eingeschlafen. Sarah war die Erste. Sie sitzt auf einem Sessel in der Ecke und schnarcht ganz leise. Mr und Mrs Masterson sind zurück in ihr Schlafzimmer gegangen. Peter und Justus haben noch lange geredet, aber jetzt sind beide auf ihren Stühlen eingepennt. Ich bin der Letzte, der noch wach ist. Und ich lausche. Da draußen rührt sich nichts. Aber ich bete, dass diese Nacht bald vorbei ist! Noch gibt es keinen Schimmer der Dämmerung. Wahrscheinlich hat das Phantom die Sonne gestohlen. Oder die Welt ist untergegangen und wir haben es nicht gemerkt. Dieser Alptraum hört niemals auf.

Bob erwachte vom Prasseln des Kaminfeuers. Er schlug die Augen auf und sah die Tischplatte, Unter seinem Kopf lag sein Tagebuch. Als er sich bewegte, schmerzte jeder einzelne Muskel in seinem Körper.

Mrs Masterson beugte sich über den Kamin und brachte einen Topf Wasser zum Kochen. Bob hörte das Rauschen der Dusche. Die Haustür stand offen. Frische, feuchte Luft wehte herein. Es war hell. Endlich!

»Guten Morgen«, sagte Mrs Masterson.

»Morgen.«

Joanna Masterson sah müde und krank aus. Sie trug immer noch ihren Morgenmantel. »Was für eine furchtbare Nacht! Ich mache uns erst mal einen starken Kaffee! Jack und deine Freunde sind draußen und sehen sich ein wenig um.«

Bob nickte und stemmte sich mühsam hoch. Er streckte seine eingerosteten Glieder und trat ebenfalls nach draußen. Der Nebel hatte sich stark gelichtet, doch ganz verschwunden war er nicht. Über dem See trieben immer noch blasse Fetzen und der Berg versteckte sich fast gänzlich hinter trüben Schleiern. Mr Masterson kniete vor einem kleinen Stromkasten in der Nähe

des Hauses und begutachtete die Kabelverbindungen, während Justus und Peter mit gesenkten Köpfen die Umgebung des Hauses absuchten, vermutlich in der Hoffnung, irgendeine Spur vom gestrigen Vorfall zu finden.

»Hi«, sagte Bob müde und ging auf den Ersten Detektiv zu.
»Irgendwas Neues?«

Justus schüttelte den Kopf. »Ich habe auch nicht wirklich damit gerechnet, etwas zu finden. Aber wir mussten es versuchen.«

»Und wie sieht dein Plan aus?«

»Wie gehabt: Ich werde auf den Berg gehen.«

»Allein?«

Justus zuckte die Schultern. »Sieht so aus.«

»Just, das kannst du nicht machen! Das ist viel zu gefährlich! Lass uns noch einen Tag warten, dann werde ich besser laufen können. Dann komme ich mit.«

»Noch einen Tag warten? Bob, Mr Falkner ist verschwunden! Wer weiß, ob er überhaupt noch lebt! Wir können nicht noch einen Tag warten! Außerdem wird dann die Polizei hier sein und dann können wir unsere Ermittlungen vergessen.«

»Und was wäre daran so schlimm?«

»Wie bitte?«

»Du hast mich schon verstanden, Justus. Was wäre daran so schlimm, die Sache der Polizei zu überlassen? Sieh mal, wenn du Recht hast und dieses... Ding letzte Nacht kein übernatürliches Wesen war, dann gibt es eigentlich nur eine logische Erklärung: Es war ein durchgeknallter Irrer, ein Psychopath, der es auf die Bewohner einsamer Berghütten abgesehen hat. Willst du dem etwa in die Arme laufen?«

»Ich will überhaupt niemandem in die Arme laufen. Ich will das Geheimnis des Nebelbergs lüften. Komm schon, Bob, die Diskussion hatten wir doch letzte Nacht schon stundenlang.

Mein Entschluss steht fest, ich gehe heute da rauf. Wenn jemand mitkommt - bitte schön. Wenn nicht, dann eben nicht.«

Bevor Bob etwas erwidern konnte, kam Mr Masterson auf sie zu. »Haben Sie etwas herausgefunden, Sir?«

Jack Masterson schüttelte den Kopf. »Alles in Ordnung am Stromkästen. Muss sich jemand an einer anderen Stelle an der Stromversorgung zu schaffen gemacht haben. Das finde ich nicht so leicht.«

»Da war jemand gründlich.« Justus blickte in unbestimmte Ferne und zupfte langsam an seiner Unterlippe. »Vermutlich hat es keinen Sinn, nach der Fehlerquelle zu suchen. Das Phantom wird schon dafür gesorgt haben, dass wir so schnell nicht -« Er verstummte.

»Was ist denn, Justus?«, fragte Bob besorgt und folgte dem Blick des Ersten Detektivs. Er sah direkt zu Mr Mastersons Jeep hinüber. Langsam dämmerte es Bob. »Der Wagen!«

»Genau, Bob. Der Wagen. Jemand hat uns den Strom abgedreht und die Telefonleitung gekappt, weil er wollte, dass wir von der Außenwelt abgeschnitten sind. Er wäre schön blöd gewesen, wenn er den Wagen vergessen hätte.«

Mr Masterson blickte den Ersten Detektiv einen Moment lang verblüfft an, dann ging er schnurstracks auf den Wagen zu, riss die Tür auf und setzte sich ans Steuer.

»Was ist denn mit dem los?«, fragte Peter, der von hinten herangekommen war. »Wirst du gleich sehen.«

Mr Masterson versuchte den Wagen zu starten. Der Motor jaulte und stotterte - und ging aus. Ebenso beim zweiten Versuch. Das dritte Mal sprang er an. Erleichtert trat Mr Masterson ein paar Mal aufs Gas und ließ den Motor aufheulen - bis dieser erneut aufgab. Und dabei blieb es. Der Wagen sprang nicht mehr an. »Kein Benzin mehr!«, rief Mr Masterson wütend, nachdem er auf die Anzeige geschaut hatte. »Aber ich habe gestern im Dorf getankt!«

Die drei Detektive gingen auf den Jeep zu und Bob kniete sich auf den Boden, um unter den Wagen zu sehen. Das Gras war so oder so feucht, doch unter dem Bodenblech roch es eindeutig nach Benzin. Dann entdeckte Bob den langen, hässlichen Riss im Tank. Ihn überlief einer Schauer. Er stand auf und wandte sich Justus zu: »Wie sagtest du, Just? Da war jemand gründlich! Er hat das Benzin auslaufen lassen.«

Mr Masterson fluchte und sah sich den Schaden an. »Könnte man notdürftig reparieren. Bringt bloß nichts.«

»Haben Sie keinen Reservekanister?«, erkundigte sich Peter.

»Doch. Einen leeren.«

Peter schluckte schwer. Dann sagte er mit Grabesstimme: »Wir sitzen hier fest!«

Es war schon fast Mittag, als endlich eine Entscheidung getroffen war. Die drei ??? und die Familie Masterson saßen am Küchentisch und Justus fasste zusammen: »Sie drei werden zu Fuß hinunter ins Dorf gehen. Wenn Sie sofort aufbrechen, schaffen Sie es noch bis zum Einbruch der Dunkelheit. Dort holen Sie Hilfe. Wir drei bleiben hier. Besser gesagt, Bob und Peter bleiben hier, während ich mich auf dem Nebelberg umsehe. Ich werde ebenfalls bis zum Einbruch der Dunkelheit zurück sein. Hoffentlich mit Mr Falkner.«

Peter räusperte sich. »Ich komme mit, Justus.«

Alle starteten ihn überrascht an.

»Spart euch eure Kommentare. Ich weiß, was ich gesagt habe. Ich stehe auch immer noch dazu. Dieser ganze Plan ist ein einziges Kamikaze-Unternehmen. Aber genau deshalb brauchst du mich, Just. Allein bist du da oben nämlich aufgeschmissen. Du weißt ja nicht einmal, wo Norden ist.«

Justus nickte und lächelte dankbar. Mehr war nicht nötig. Er wusste genau, wie schwer Peter die Entscheidung gefallen war.

Aber er würde sich später dafür revanchieren.

»Und ich werde hier bleiben«, verkündete Sarah unvermittelt.

Mrs Masterson zuckte zusammen. »Oh nein, du wirst mitkommen, Sarah!«

»Aber es muss doch jemand hier oben sein!«

»Bob ist hier.«

»Und wir sollen ihn allein lassen?« Sie schüttelte entschieden den Kopf. »Ich bleibe. Wenn etwas passiert, kann immer noch einer von uns Hilfe holen. Das ist viel sicherer, als wenn Bob allein hier bleiben würde.«

»Sarah«, begann Bob, »du musst das wirklich nicht tun. Ich komme ganz gut allein zurecht.«

Die Mastersons versuchten noch eine Weile, ihre Tochter umzustimmen, doch Sarah blieb stur. Schließlich willigten sie ein: Mrs Masterson äußerst besorgt und mit Tränen in den Augen, die sie rasch wegblinzelte, und Mr Masterson... Er stand auf und ging in den Nebenraum. Als er zurückkam, hatte er ein Gewehr in der Hand. Wortlos reichte er es Sarah.

»Was soll ich damit?«

»Dich verteidigen, wenn es sein muss.«

»Du weißt genau, dass ich diese Dinger nicht ausstehen kann, Dad.«

»Aber du weißt, wie man damit umgeht. Und ich sagte ja auch, nur für den Notfall.«

»Hattest du mir nicht versprochen, dass du das Gewehr verkaufst?«

»Jetzt kannst du froh sein, dass ich es nicht getan habe. Tu mir den Gefallen und nimm es. Und sei es nur, damit wir uns sicherer fühlen.«

Sarah stieß einen Seufzer aus, dann nahm sie das Gewehr vorsichtig in die Hand und stellte es sogleich in die nächste

Ecke. »Wir sollten aufbrechen, Joanna. Viel Zeit haben wir nicht.« Das Ehepaar Masterson packte seine Sachen zusammen und verabschiedete sich. »Seid vorsichtig!«, bat Mrs Masterson und nahm ihre Tochter zum Abschied in den Arm. »Passt auf euch auf!«

»Machen wir.«

»Heute Abend sind wir zurück«, versprach Mr Masterson. Dann verließen sie das Haus. Die drei ??? und Sarah blickten ihnen aus dem Fenster nach, bis sie auf dem Feldweg in einer Senke verschwunden waren. »Am besten brechen wir auch gleich auf«, sagte Justus. »Auch wenn du es mir nicht glaubst, Zweiter: Ich habe nicht vor, länger als nötig auf dem Berg zu bleiben.«

»Das trifft sich gut. Ich nämlich auch nicht. Also los, schnappen wir uns dieses alberne Phantom! Ich will nach Hause. So schnell wie möglich.«

Sie packten ihre Rucksäcke neu, ließen alles, was sie nicht brauchten, zurück und standen schließlich abreisefertig in der Tür. »Viel Glück«, sagte Bob.

»Danke. Wird schon schief gehen.«

»Hoffen wir's.«

»Nun komm schon, wir haben nicht den ganzen Tag Zeit«, drängelte Peter und ging bereits voraus. Justus nutzte den Moment, in dem er mit Bob allein war, um dem dritten Detektiv etwas zuzuraunen. Dann winkte er zum Abschied und beeilte sich, Peter zu folgen.

»Na was hattet ihr denn zu flüstern?«, fragte Peter, während sie mit strammen Schritten durch den kleinen Wald marschierten.

»Gar nichts«, behauptete Justus.

»Komm schon, ich habe genau gesehen, wie ihr getuschelt habt.«

Justus winkte ab. »Er hat nur ein paar kleine Instruktionen von mir erhalten. Du wirst schon sehen.«

Peter verzog das Gesicht, aber er gab sich mit dieser Antwort zufrieden.

Sie erreichten den Hang. Nun wurde es steil. Sie beschlossen, nicht mehr dem Weg zu folgen, sondern geradeaus über die Wiese zu gehen, immer bergauf. Auf diese Weise konnten sie den Gipfel nicht verfehlen.

Sie legten keine Pause ein, nahmen nur hin und wieder einen Schluck aus ihren Wasserflaschen und ließen sich auch nicht aufhalten, als es leicht zu nieseln begann. Eine gute Stunde nach ihrem Aufbruch erreichten sie die Wolkengrenze und überschritten sie. Augenblicklich waren sie wieder von dichtem Nebel eingehüllt. Die Sicht betrug plötzlich nur noch fünfzig Meter. Und mit dem Nebel kam auch die Angst zurück. Plötzlich fühlte Peter sich von tausend unsichtbaren Augen beobachtet. Er sah Schemen und Schatten, wo keine waren. Und je weiter sie emporstiegen, desto mehr bereute er es, seiner inneren Stimme widersprochen zu haben und mit Justus auf den Berg gestiegen zu sein. Er hasste sich dafür. Und er hasste Justus für seinen Dickkopf. Aber nun gab es kein Zurück mehr.

Gold

Als Sarah sich anbot etwas zu kochen, gab Bob vor, ein wenig Schlaf nachholen zu wollen, und ging die Treppe hinauf ins Dachgeschoss. Er öffnete die Tür zur Schlafkammer der drei Detektive und schloss sie wieder, ohne den Raum zu betreten. Dann lauschte er einen Moment. Von unten drang geschäftiges Töpfeklirren herauf. Auf Zehenspitzen schlich Bob zur Tür am Ende des Ganges, öffnete sie lautlos und schlüpfte hindurch. Dies war Mr Falkners Zimmer. Es war größer als die Dachkammer, in der die drei ??? geschlafen hatten: ein richtiges Gästezimmer mit einem eigenen Schrank, einem gemütlichen Sessel und einem Schreibtisch. Auf diesen ging Bob zu. Keine Papierberge, keine Bücher, keine Notizen, wie Bob es eigentlich erwartet hatte. Auf dem Tisch stand nur ein flacher Laptop, nichts weiter. Der Schriftsteller mit der klapprigen mechanischen Schreibmaschine war wohl ein Klischee, das ausgedient hatte. Bob klappte das Notebook auf und schaltete es ein. Die Akkuanzeige sagte ihm, dass die Batterie nicht einmal mehr halb voll war. Doch für einen schnellen Blick in alle Dateien würde es reichen. Er rief das Inhaltsverzeichnis auf und überflog die Dateinamen. Das meiste hörte sich nicht sehr interessant an: Steuererklärung, Faxformular, Rechnungen... Doch dann stieß Bob auf etwas Interessantes: ›Ashford‹.

Bob öffnete die Datei. Sie war nicht sehr lang, nur einige Seiten, dafür aber um so aufschlussreicher: Es war ein detaillierter Bericht über die Legende vom Nebelphantom, genau so wie Mr Falkner sie ihnen am Vorabend erzählt hatte. Falkner hatte den Bericht offenbar nicht selbst verfasst, sondern aus einem Buch kopiert. Er hatte sich tatsächlich eingehend mit der Geschichte dieser Gegend vertraut gemacht. Der dritte Detektiv schloss die Datei und nahm sich die nächste vor, die vielversprechend klang: ›Bestseller‹.

»Dann wollen wir mal sehen, was Mr Falkner so zu Papier bringt«, murmelte er und mit einem leisen Rattern wurde der Text geladen. Diese Datei war deutlich umfangreicher. Es war ein Roman, zumindest der Anfang davon. Bob überflog die ersten Seiten. Es ging um ein einsames Haus in den Bergen, weit entfernt von jeder Zivilisation, in dem ein älteres Ehepaar und ein Schriftsteller leben. Eines Tages kommt die erwachsene Tochter des Ehepaares zu Besuch.

»Cynthia hatte honigblondes Haar und einen aufregenden Mund«, las plötzlich jemand laut vor.

Bob wirbelte herum. Hinter ihm stand Sarah und blickte mit gerunzelter Stirn auf den Bildschirm. Sie tat so, als hätte sie Bobs Schock gar nicht registriert, und las weiter: »Mr Walker, der schon immer eine Schwäche für junge Mädchen gehabt hatte, ertappte sich beim Abendessen dabei, wie er unentwegt ihre sinnlichen Lippen betrachtete.« Dieses Ekel! Ich wusste die ganze Zeit, dass er ein Auge auf mich geworfen hat! Er ist mindestens fünfzehn Jahre älter als ich!« Nun blickte sie Bob in die Augen. »Wunder dich nicht, dass du mich nicht gehört hast. Dies ist das Haus meiner Eltern. Ich bin zwar hier nicht aufgewachsen, kenne inzwischen aber trotzdem jedes einzelne Dielenbrett und weiß, wie man lautlos einen Raum betritt. Soso, du schnüffelt also in Mr Falkners Unterlagen herum.«

»Ich schnüffle nicht«, verteidigte sich Bob. »Ich suche nach einer Spur.«

»Eine Spur? Was für eine?«

»Keine Ahnung. Irgendwas, das uns weiterbringt. Justus ist der Meinung, Falkner weiß vielleicht mehr, als er uns gesagt hat. Deshalb hat er mich beauftragt, mir sein Notebook anzusehen.«

»Und mir erzählst du, du willst dich schlafen legen.«

»Und du? Wolltest du nicht kochen?«

Sarah antwortete nicht. Sie blickte auf den Bildschirm, dann zog sie den Sessel heran und setzte sich zu Bob. »Na los, weiter

im Text!«

Bob war überrascht. Er wusste nicht recht, was er von seiner neuen Verbündeten halten sollte. War sie das überhaupt, eine Verbündete?

Er beschloss, wachsam zu bleiben. Gemeinsam überflogen sie das, was Mr Falkner bisher geschrieben hatte. »Das ist eine ziemlich genaue Nacherzählung von all dem, was in den letzten Tagen auf Lakeview passiert ist«, sagte Sarah nachdenklich. »Dieses Gespräch hier ist erfunden. Und auch sonst ist nicht alles ganz genau wiedergegeben, aber die Richtung stimmt.«

»Und was ist mit der Phantomlegende? Dieser Mr Walker im Roman erzählt immer wieder davon. Hat Falkner das in der Realität auch getan?«

Sarah schüttelte den Kopf. »Jedenfalls nicht in meiner Gegenwart. Und diese Annäherung zwischen Cynthia und Walker hat auch nie stattgefunden!«

»Seltsam.«

»Wie bitte? Was ist denn daran seltsam? Willst du etwa behaupten, Falkner würde gut zu mir passen?«

»Was? Nein! Das meine ich nicht.«

»Sondern?«

»Wenn ich nicht wusste, dass es Lakeview und die beschriebenen Personen wirklich gibt, wenn ich das hier wirklich wie den Anfang eines Romans lesen würde, dann würde ich sagen: Dieses Phantom, von dem Mr Walker erzählt, spielt später in der Geschichte noch eine wichtige Rolle. Verstehst du, was ich meine? Falkner baut seinen Roman so auf, als wüsste er bereits, was auch in der Realität geschehen würde.«

Sarah zuckte mit den Schultern. »Zufall. Worüber sollte er denn auch sonst schreiben? Hier oben passiert ja nichts.« Bob glaubte nicht an einen Zufall, schob den Gedanken jedoch

beiseite und widmete sich wieder dem Text. Die Erzählung nahm eine unerwartete Wendung, als plötzlich drei junge Wanderer auftauchten. »»Als sie müde und verstört zum Abendessen erschienen, sah Walker sie zum ersten Mal: den Altklugen, den Nervösen und den Stillen.« Das ist ja wohl das Allerletzte! Was bildet der sich ein!«

»Sage ich doch«, pflichtete Sarah ihm bei. »Er baut uns alle in seine Geschichte ein.«

Bob las noch einige Sätze weiter, doch dann brach der Text abrupt ab. »Das muss er gestern Abend geschrieben haben, bevor der Strom ausfiel. Bevor...« Er sprach nicht weiter. Wie war Justus nur auf den Gedanken gekommen, Falkner selbst hätte etwas mit der Sache zu tun haben können? Er war schließlich das Opfer! Nein, in diesem Raum würden sie bestimmt keine Rätsel lösen können. Das Geheimnis befand sich auf dem Berg, nirgendwo sonst.

Sarah sah das anders: »Sieh dir mal die anderen Dateien an!«

»Meinst du, das bringt was?«

Anstatt zu antworten zog Sarah den Laptop zu sich heran und machte sich selbst an die Arbeit.

Bob blickte über ihre Schulter auf den Bildschirm. »Beeil dich, der Akku macht's nicht mehr lange.«

Sarah nickte abwesend, klickte das Verzeichnis an und las die Dateinamen.

»Da!«, rief Bob. »Eine Datei heißt ›Ashford-Recherche‹. Das könnte interessant sein.«

Sarah öffnete den Text und las laut vor: »»Ich habe mich dazu entschlossen, ab jetzt jedes Detail meiner Nachforschungen ganz genau festzuhalten. Wenn aus der ganzen Geschichte wirklich ein Roman werden sollte, kann ich mit den Aufzeichnungen gar nicht früh genug anfangen. In den letzten Tagen kam für meine Recherche der große Durchbruch! Ich habe erfahren, dass ich

mit vielen meiner Vermutungen richtig lag: Während der Zeit, in der Ashford die Mine schloss, hatte er eine Geliebte namens Melissa Radcliffe. Und die Anzeichen verdichteten sich, dass aus dieser Liebschaft ein unehelicher Sohn hervorging. Melissa Radcliffe ist schon vor vielen Jahren gestorben, von ihr werde ich nichts mehr erfahren. Aber sie hatte eine zwanzig Jahre jüngere Schwester, Angelica Parker, geborene Radcliffe. Sie ist inzwischen eine alte Frau und lebt in Houston. Ich konnte sie ausfindig machen und Kontakt zu ihr aufnehmen.«

»Meine Güte, der hat sich ganz schön Mühe gegeben, was? Radcliffe... Es kommt mir so vor, als hätte ich den Namen schon mal gehört.«

»Radcliffe ist ein an die Universität von Harvard angeschlossenes Institut, deshalb vielleicht. Ich habe mich da mal beworben, aber das ist 'ne Elite-Uni, da hatte ich keine Chance.«

»Lies weiter, Sarah, die Akkuanzeige blinkt schon! Gleich haben wir keinen Saft mehr.«

Sarahs Zeigefinger tippte auf die Cursortaste, die den Text über den Bildschirm laufen ließ. »Mrs Parker zögerte, mir, einem völlig Fremden, die Geschichte ihrer Familie anzuvertrauen. Doch schließlich gab sie nach und erzählte bereitwillig, dass ihre Schwester tatsächlich einen Sohn hatte, Harvey Radcliffe. Sie sprach von ihm als schwarzem Schaf der Familie. Es war nicht leicht, ihr Details zu entlocken, doch schließlich ließ sie durchblicken, dass er schon mehrere Male wegen verschiedener Delikte im Knast saß, unter anderem wegen schwerer Körperverletzung. Sie wusste nicht, wo er heute lebt, sie haben seit Jahren keinen Kontakt mehr zueinander. Über Richard Ashford wusste sie so gut wie nichts. Als ihre Schwester eine Beziehung zu ihm hatte, war Mrs Parker noch ein kleines Mädchen. Sie hat jedoch im Nachlass ihrer Schwester einige Briefe von Richard Ashford gefunden und sie mir kopiert und geschickt. Diese Briefe sind im wahrsten Sinne

des Wortes Gold wert! Hier die interessantesten Auszüge: Meine Gläubiger sollten inzwischen aus Greenvalley abgezogen sein. Ich denke, es ist bald genug Gras über die Sache gewachsen, dass ich es wagen kann, die Mine wieder aufzumachen. An anderer Stelle heißt es: Ich bin so gut wie fertig. Alle Eingänge sind zugemauert. Der Tunnel steht kurz vor seiner Vollendung. Jetzt dauert es nicht mehr lang, Liebste. Bald werden wir im Geld schwimmen und endlich heiraten können. Und niemand wird überhaupt wissen, was wir tun. Wer käme schon auf den Gedanken, dass der einzige verbliebene Eingang zur Mine direkt unter...« Die Schrift verschwand.

»Nein!«

Sarah hatte die Cursortaste verfehlt und auf der gedrängten Tastatur des Notebooks die Ein/Aus-Taste getroffen. Augenblicklich war der Bildschirm erloschen.

»Was soll denn das?«, rief Bob entsetzt.

»Sorry! Das war ein Versehen!«, beteuerte Sarah und drückte die gleiche Taste noch einmal. Das leise Summen der Lüftung begann - und erstarb wieder. Der Monitor blieb schwarz. »Der Akku! Er schafft keinen Neustart mehr!«

»Verflucht! Nicht jetzt! Nicht jetzt, du verfluchte Kiste!« Bob versuchte selbst noch einmal, den Computer in Gang zu bringen, doch ein protestierendes Piepen war die einzige Reaktion. »Ausgerechnet an der Stelle, wo es wichtig wurde!«

»Meinst du wirklich?«, fragte Sarah unschuldig. »In dem Text war von dem Phantom doch überhaupt keine Rede.«

»Das nicht. Aber er erklärt möglicherweise, warum Mr Falkner hier ist.«

»Aber das wissen wir doch schon. Um einen Roman zu schreiben - einen sehr schlechten übrigens -, warum denn sonst?«

»Ich kann nicht glauben, dass das alles ist.«

»Was meinst du denn, warum er sonst hier ist?« Bob zögerte. War Sarah tatsächlich so ahnungslos? War der *Laptop-Zwischenfall* wirklich nur ein Versehen gewesen? Doch dann sprach er seinen Gedanken laut aus: »Ich glaube, er ist auf der Suche nach Gold.«

»Es war eine ganz, ganz, ganz dumme Idee, hier raufzukommen«, murmelte Peter. Er traute sich nicht, laut zu sprechen. Nebel verstärkte Geräusche und trug sie weiter als normale Luft, hieß es. Der Zweite Detektiv fürchtete, meilenweit zu hören zu sein. »Wir sehen kaum noch die Hand vor Augen. Und ich habe das Gefühl, dieser Berg ist endlos. Wir laufen schon seit mindestens zwei Stunden durch die Wolken und es geht immer noch bergauf! Das ist doch nicht mehr normal.«

»Nur die Ruhe, Peter«, antwortete Justus und blickte auf die Uhr. »Ob du es glaubst oder nicht, wir sind erst seit einer halben Stunde in den Wolken. Und es ist so steil, dass wir extrem langsam sind. Diese unendlichen Weiten - das kommt dir alles nur so vor, weil du nichts sehen kannst. Ich versichere dir, dies ist ein ganz normaler Berg.«

Je weiter es nach oben ging, desto felsiger wurde die Umgebung. Jedes Mal wenn ein Felsbrocken aus dem Nebel auftauchte, zuckte Peter zusammen. In jedem dieser dunkelgrauen Schemen sah er eine phantomhafte Gestalt. Seine Fantasie erschuf aus den blassen Formen die schrecklichsten Geschöpfe. Ängstlich beäugte er die Kolosse, an denen sie vorüberwanderten, bis er sicher war, dass es sich wirklich nur um Felsen handelte. Doch dann, nach einer weiteren Ewigkeit, tauchte ein Schemen auf, der ganz klar weder ein Stein noch ein Phantom war: Ein viereckiges Monstrum schmiegte sich an eine Felswand. Die beiden Detektive versteckten sich hinter einem Felsen und beobachteten das Gebäude.

»Was ist das, Just?«, wisperte Peter.

»Ich würde sagen, das ist eine Berghütte. Und möglicherweise das Ziel unserer Suche.«

»Du... du meinst, da drin... lebt das Phantom?«

»Keine Ahnung, Peter, aber wir werden es bald herausfinden.«

»Du... du willst da doch nicht etwa reingehen?«

»Peter«, sagte Justus und seufzte. »Warum sind wir hier?«

»Weil wir wahnsinnig sind?«

»Falsch.«

»Lebensmüde?«

»Weil wir Mr Falkner suchen. Und das Phantom. Und die Wahrscheinlichkeit, dass sich einer von beiden in diesem Gebäude befindet, ist grob geschätzt hundertundachtzehnmal höher, als dass sie hinter dem nächsten Felsen herumlungern. Also komm schon!«

»Vielleicht... vielleicht solltest du besser allein vorgehen. Wenn was passiert, dann... «

»Was dann?«

»Dann kann ich immer noch weglaufen.«

Justus zuckte die Schultern. »Wie du meinst.« Er trat hinter dem Felsen hervor und ging langsam auf die Hütte zu. Er war noch keine fünf Meter weit gekommen, als Peter wieder neben ihm auftauchte.

»Ich hab's mir anders überlegt«, sagte der Zweite Detektiv schnell. »Bevor ich hier draußen allein bleibe, gehe ich doch lieber mit dir zusammen ins Verderben.«

Justus schüttelte den Kopf. »Du bist wirklich unverbesserlich, Peter.«

Langsam erkannten sie mehr vom Gebäude: Es war aus Holz und schien uralte zu sein. Die Wände waren mit graugrünem

Moos überwuchert und sahen fast aus wie Stein. Die Fenster waren winzig klein, die Scheiben trüb und schmutzig. Sie schlugen einen Bogen, so dass sie von den Fenstern aus nicht gesehen werden konnten, und pressten sich schließlich zwischen Tür und Fenster an die Holzwand.

»Wir sehen erst mal durch die Scheibe!«, flüsterte Justus und schob sich gerade so weit vor, dass er einen kurzen Blick riskieren konnte. Aber drinnen war es dunkel und die Scheibe war so schmutzig, dass er absolut nichts erkennen konnte. In der Hütte hätte eine ganze Phantom-Armee lauern können, er hätte sie nicht gesehen. Doch um Peter nicht endgültig in Panik zu versetzen, behauptete er: »Da drin ist nichts.« Er ging zur Tür, holte tief Luft und drückte die Klinke herunter. Leise quietschend schwang der hölzerne Türflügel nach innen auf.

Die Hütte bestand aus einem einzigen Raum. Hier herrschte Chaos! Die Einrichtung bestand aus einem uralten Bett mit fleckiger, durchgelegener Matratze, auf der ein Militärschlafsack lag.

Außerdem gab es einen wackligen Tisch, auf dem ein Gaskocher und unzählige Konservendosen standen, die teilweise geöffnet waren und von Fliegen umschwärmt wurden. Der Fußboden war dreckig. Überall lagen Kleidungsstücke und Essensreste herum. Die Hütte war der ungemütlichste Ort, den Justus sich vorstellen konnte. Aber sie war verlassen, das war die Hauptsache. »Die Luft ist rein!«

Vorsichtig betraten sie das Gebäude und schlossen die Tür hinter sich.

»Kein Phantom«, sagte Peter erleichtert. »Und auch kein Mr Falkner. Können wir jetzt wieder gehen?«

»Nicht so eilig, Zweiter! Findest du diese Hütte nicht hochinteressant?«

»Nein. Ist halt eine heruntergekommene Berghütte. Und?«

»Und? Da fragst du noch? Wir sind hier auf dem Nebelberg!

Auf dem sagenumwobenen Nebelberg, auf den sich angeblich niemand traut. Und trotzdem steht hier eine alte Hütte, in die sich für längere Zeit jemand eingenistet hat. Mit dem, was hier so herumsteht, lässt es sich eine Weile aushallen, denkst du nicht?«

»Ich würde es hier keinen einzigen Tag aushalten«, sagte Peter und betrachtete angewidert den Dreck um sich herum. »Und dann auch noch Tag und Nacht Nebel, fast das ganze Jahr hindurch, da wird man ja wahnsinnig.«

Justus hörte nur mit halbem Ohr zu. »Das perfekte Versteck«, murmelte er. »Wahrscheinlich kann sich selbst in Greenvally niemand mehr an diese Hütte erinnern. Kein Mensch würde vermuten, dass auf dem Gipfel des Nebelberges jemand leben kann. Jetzt müssen wir nur noch herausfinden, wer sich hier häuslich niedergelassen hat und warum.«

Während Justus sich umsah, blickte Peter immer wieder zum Fenster hinüber. Er rechnete jeden Moment damit, wieder eine Geisterhand an der Scheibe zu sehen. Oder Schlimmeres. »Was haben wir denn da?«, fragte Justus und ging auf das Bett zu. Unter dem Gestell lugte eine Holzkiste hervor. »Regel Nummer eins: Versteck niemals etwas unter deinem Bett, wenn du nicht willst, dass ein erfahrener Detektiv es sofort findet.« Er hockte sich hin und zog die schwere Kiste heraus. Der Deckel lag nur lose drauf. Justus hob ihn hoch. Darin lag eine Menge Stroh.

»Ein Kaninchenstall?«, witzelte Peter. »Komm schon, Just, lass uns abhauen, hier ist nichts.«

»Warte doch mal! Das Stroh ist doch nur Verpackung, da ist noch etwas drunter!« Justus schob das vertrocknete Gestrüpp beiseite - und stieß einen überraschten Pfiff aus. »Was haben wir denn da!« Er zog ein Bündel länglicher roter Röhren hervor, die ein bisschen aussahen wie zusammengeschnürte Kerzen, nur größer. Oder wie zu groß geratene Silvesterböller.

»Was ist das, Justus?«

»Dreimal darfst du raten, Zweiter. Das ist Sprengstoff!« Mit einem lauten Knall flog die Tür auf. Justus und Peter wirbelten herum. Im Türrahmen schwebte in leuchtendem Weiß das Phantom. Es starrte sie aus seinem leeren Gesicht an. Der Zweite Detektiv schrie, taumelte zurück und fiel rücklings auf das Bett. Justus konnte sich vor Schreck überhaupt nicht rühren. Dann begann das Heulen und den beiden Detektiven gefror das Blut in den Adern!

In den Fängen des Phantoms

Der markerschütternde Schrei lähmte Peter. Er schloss die Augen und versuchte aus diesem Alptraum aufzuwachen. Doch es war kein Traum. Vor ihm stand das Phantom vom Nebelberg! Wieso hatte er Justus begleitet? Wieso waren sie hier? Wieso... »Peter!« Die Stimme des Ersten Detektivs riss ihn aus seiner Panik. Er öffnete die Augen. »Auf ihn!« Ohne abzuwarten, ob Peter reagierte, stürzte Justus plötzlich vor und rannte auf das Phantom zu. Er griff das Ungeheuer an! Doch Peter war immer noch unfähig, sich zu rühren. Entsetzt sah er zu, wie Justus dem Geisterwesen den Kopf in den Bauch rammte. Das Geschöpf hörte nicht auf zu heulen, doch nun mischte sich ein Schmerzensschrei in das Klagen. Das Phantom krümmte sich. Justus taumelte zurück und nahm erneut Anlauf, doch da zog die Gestalt wie aus dem Nichts einen großen Knüppel hervor und holte aus.

Justus sah die Waffe auf sich zurasen, doch es war zu spät! Er konnte nicht mehr ausweichen! Der Knüppel traf ihn am zum Angriff gesenkten Kopf und ein dumpfer Schmerz überrollte sein Bewusstsein. Er sah noch den abgetretenen Fußboden auf sich zurasen, dann explodierten bunte Punkte vor seinen Augen und es wurde schwarz.

Starr vor Entsetzen sah Peter zu, wie der Erste Detektiv zu Boden ging. Er hätte ihm helfen müssen! Er hätte... Nun wandte sich das Phantom wieder Peter zu, den gesichtslosen Kopf angriffslustig gesenkt, den Knüppel erhoben. Es stieg über Justus' reglosen Körper hinweg und kam auf ihn zu. Im Kopf des Zweiten Detektivs setzte etwas aus. Er dachte nicht mehr nach. Er hatte auch keine Angst mehr. In seinem Gehirn hämmerte nur noch ein Befehl in rasendem Tempo, immer und immer wieder: WEG HIER! Peter sprang vom Bett und rannte. Er stürzte am Nebelphantom vorbei, streifte dabei seinen

Körper, lief zur Tür, sprang hinaus und wurde hart zurückgerissen! Ein Riemen seines Rucksacks hatte sich an der Türklinke verhakt! Peter stürzte rücklings zu Boden und baumelte hilflos an der Tür. Er versuchte sich loszureißen, den Rucksack abzustreifen, zu entkommen! Doch da war das Phantom schon direkt über ihm! Mit einem schrecklichen Triumphschrei hob es den Knüppel - und schlug zu!

Etwas bohrte sich in seinen Rücken. Das war das Erste, was Peter wieder bewusst wahrnahm. Dann die Kopfschmerzen. Und schließlich kehrte ganz langsam die Erinnerung an das zurück, was geschehen war. Der Berg... der Nebel... die Hütte... das Phantom! Augenblicklich flutete das Adrenalin erneut durch seinen Körper, ließ sein Herz rasen und ihn so abrupt aufwachen, dass es fast wehtat.

Es war dunkel. Er sah nicht die Hand vor Augen. Er versuchte sich auf seine restlichen Sinne zu konzentrieren. Er lag auf einem harten, kalten Boden. Der Schmerz in seinem Rücken kam vermutlich von einem Stein. Erst als er sich aufrichten wollte, bemerkte er, dass er an Händen und Füßen gefesselt war. Man hatte ihn wie einen Sack Mehl in ein dunkles Loch geworfen. Augenblicklich kehrte die Angst zurück. Mühsam gelang es Peter, seinen Körper aufzurichten und in eine halbwegs bequeme Position zu bringen. Dann hielt er den Atem an und lauschte. Da war ein Rascheln. Und ein Atemgeräusch. Er war nicht allein. Die Frage war nur: Wer war außer ihm hier? Freund oder Feind? Peter entschied sich für Freund und räusperte sich. »Hallo? Ist da jemand?« Seine Stimme hallte unheimlich wider. Es klang, als befände er sich unter der Erde. In einem Keller. Nein, kein Keller, dafür war der Boden zu uneben. Eine Höhle!

»Hallo? Peter?« Die Stimme war nicht weit entfernt.

»Ja. Mr Falkner?«

»Ja. Ich bin hier.«

»Wo ist Justus?«

»Ich weiß nicht. Ist er auch hier?«

»Ich hoffe es. Justus!« Peters Ruf verhallte in der Ferne. Es kam keine Antwort. »Wo sind wir hier? Was ist passiert?«

»Das Phantom...« Falkners Stimme zitterte. »Es existiert wirklich! Dabei war doch alles nur ein Scherz! Es hat mich hierher verschleppt!« Mr Falkner wirkte so verängstigt, dass Peter erschrak. Im Vergleich mit dem Schriftsteller war der Zweite Detektiv geradezu die Ruhe selbst. »Wie... wie viel Zeit ist vergangen?«

»Zeit?«

»Ja. Wie lange bin ich schon hier? Ich kann mich nicht erinnern! Es kommt mir vor wie Wochen!«

Peter überlegte. »Zwölf Stunden, vielleicht ein bisschen länger.«

»Was?«, krächzte Falkner erschrocken. »Erst seit zwölf Stunden? Was ist mit den anderen? Was ist mit Marc? Wo ist er?«

»Marc? Ich weiß nicht, wen Sie meinen.«

»Hat... hat das Phantom euch alle überwältigt?«

»Nein. Nur Justus und mich. Aber nun erzählen Sie schon, was ist überhaupt passiert?«

Falkner schwieg einen Moment, als versuchte er sich zu erinnern. Dann sagte er: »Ich ging aus dem Haus. Ich war sicher, dass das nur einer von Marcs üblen Scherzen war. Jetzt übertreibt er's aber, dachte ich. Also bin ich in den Nebel gegangen, weit genug vom Haus weg, damit ihr uns nicht sehen könnt. Und da stand es plötzlich vor mir.« Seine Stimme senkte sich zu einem heiseren Flüstern: »Weiß und unheimlich. Es schrie und heulte. Und ich war plötzlich sicher, dass dieses Wesen... nicht Marc war. Dass es echt war. Es kam direkt aus

der Hölle. Ich weiß nicht genau, wieso, aber plötzlich wurde ich ohnmächtig. Das Phantom muss mich niedergeschlagen haben. Ich erwachte hier, gefesselt, im Dunkeln, und... und... « Er brach ab.

Peter hatte nur die Hälfte von dem verstanden, was Falkner gesagt hatte. Marc? Wer zur Hölle war Marc? Doch er kam nicht dazu, nachzuhaken. Plötzlich drang ein Stöhnen aus einer anderen Ecke der Höhle oder was immer es war.

»Justus?«

»Hmmm? Ja?«

»Just! Dem Himmel sei Dank! Komm schon, wach auf! Wir brauchen deine Hilfe!«

»Was? Was ist denn überhaupt los? Was ist passiert?« Eine Sekunde später schien es dem Ersten Detektiv einzufallen, denn plötzlich klang er hellwach: »Das Phantom! Es hat... Wo sind wir? Peter?«

»Jaja, schon gut, Just. Ich bin hier.« Peter wartete, bis Justus wieder klar im Kopf war, dann klärte er ihn über das Wenige auf, das er bisher wusste.

»Okay«, sagte der Erste Detektiv schließlich langsam. »Zuerst einmal müssen wir versuchen uns zu befreien, alles andere kann warten. Wenn wir nahe genug aneinander rücken, können wir uns vielleicht gegenseitig die Fesseln lösen. Versuchen wir's!« Es war nicht leicht, sich mit gefesselten Händen und Füßen fortzubewegen, erst recht nicht auf dem rauen Steinboden, der ihnen die Haut aufriss, wenn sie nicht vorsichtig waren. Doch es funktionierte. Zentimeter um Zentimeter bewegten Peter und Justus sich in der Dunkelheit aufeinander zu - bis Peter plötzlich seine Füße nicht mehr nachziehen konnte. »Mist! Ich hänge irgendwo fest!«

Justus kam noch ein Stück weiter, doch dann hielt auch ihn etwas zurück. Es dauerte eine Weile, bis er begriff, was es war. »Ich bin an einen Felsen gefesselt! Verfluchter Mist!«

»Ich auch! Ich komme nicht mehr vorwärts!« Auch Mr Falkner konnte sich nicht weit genug bewegen, um einen der anderen zu erreichen.

»Wie war das doch gleich, Justus? Da war jemand gründlich!«

»Das kannst du laut sagen, Zweiter. Also schön.« Justus brachte sich stöhnend und ächzend in eine halbwegs erträgliche Position und starrte in die Dunkelheit, wo er seine Mitgefangenen vermutete. »Verschieben wir die körperlichen Bemühungen auf später und wenden uns den intellektuellen zu. Was wissen wir? Und was können wir mit diesem Wissen anfangen? Mr Falkner, ich habe den Eindruck, dass Sie uns ein gutes Stück voraus sind. Liege ich mit meiner Vermutung richtig?«

Falkner räusperte sich, antwortete jedoch nicht. Er schien sich etwas beruhigt zu haben, jetzt, da er nicht mehr alleine war. Und nun spielte er wieder den Unwissenden. Doch Justus ließ nicht locker: »Wenn wir hier wieder rauskommen wollen, kann es nur von Vorteil sein, wenn Sie uns alles erzählen, was Sie wissen, Mr Falkner! Sie kennen das Phantom, nicht wahr? Wer oder was steckt dahinter?«

»Ich weiß es nicht. Das heißt... ich dachte, ich wusste es. Aber ich weiß es nicht.«

»Wer ist dieser Marc, von dem Sie sprachen?«, fragte Peter.

»Ein Freund. Er hat mir geholfen, diesen... Plan zu entwickeln. Das heißt, eigentlich war es sein Plan. Ich habe mich nur drangehängt, weil ich darin eine Chance sah...« Er brach ab.

»Mr Falkner!«, rief Justus nun wütend und seine Stimme kam als geisterhaftes Echo von den kalten Felswänden zurück. »Ich bin in den letzten Tagen durch die Hölle gegangen! Ich wurde von Phantomen gejagt, habe gehungert, Todesängste ausgestanden, bin niedergeschlagen worden und nun liege ich

gefesselt in einem finsternen Loch und weiß nicht, ob ich jemals wieder lebend rauskomme. Wenn Sie für diesen ganzen Schlamassel verantwortlich sein sollten, will ich das jetzt wissen!«

»Also schön. Ich werde euch sagen, was ich weiß. Obwohl mir nicht klar ist, wie uns das hier heraushelfen soll.« Mr Falkner holte tief Luft, dann begann er mit seiner Geschichte: »Wie ihr wisst, verbringe ich schon seit Jahren einige Sommerwochen bei den Mastersons auf Lakeview. Im Laufe der Zeit habe ich immer mehr über diese Gegend in Erfahrung gebracht. Über die Geschichte von Greenvalley, über den Nebelberg, die Mine von Richard Ashford und so weiter.«

»Und eines Tages sind Sie auf etwas gestoßen, das Sie aufhorchen ließ«, vermutete Justus.

»Eigentlich war nicht ich es, sondern Marc, ein Freund von mir. Er interessierte sich für die Historie dieser Gegend, ich präsentierte ihm meine Ergebnisse und bei der Geschichte über Richard Ashford und die Goldmine wurde er stutzig. Er war der Meinung, dass es nicht zu Ashford gepasst habe, einfach alles aufzugeben, nachdem die Mine tot war. Er hielt die Berichte über den gebrochenen Mann, der im Laufe der Zeit in seinem Haus in den Bergen wahnsinnig wurde, für unglaublich. Ich musste ihm Recht geben und stellte Nachforschungen an. Die Details erspare ich euch. Aber am Ende fand ich heraus, dass Ashford seinen Gläubiger höchstwahrscheinlich betrogen hat.«

»Betrogen?«, fragte Peter. »Wie das?«

»Erinnert ihr euch? Er hatte ausgemacht, die Hälfte seines Gewinns aus der Mine mit seinem Gläubiger zu teilen. Doch das Goldvorkommen war schon bald erschöpft. Aber genau das war eine Lüge! Es gab noch Gold in der Mine. Ashford wollte es bloß nicht mehr teilen. Vermutlich hatte er eine neue Ader entdeckt, sie jedoch vor seinen Mitarbeitern geheim gehalten. Also behauptete er, die Mine sei bis auf den letzten Goldkrümel

leer. Er schickte alle Arbeiter nach Hause, schloss die Stollen und mimte den Verzweifelten, indem er sich auf Lakeview verschanzte. In Wirklichkeit jedoch wartete er nur ab. Er wollte Gras über die Sache wachsen lassen, um zu gegebener Zeit das Gold allein aus der Mine zu holen und doch noch ein reicher Mann zu werden.«

»Aber daraus ist nie etwas geworden«, bemerkte Justus.
»Warum nicht?«

»Ich weiß es nicht«, gestand Mr Falkner. »Das ist ein Rätsel, das ich leider nicht lösen konnte. Ashford verschwand eines Tages. Er ließ seine Geliebte und seinen Sohn mittellos zurück und... löste sich in Luft auf.«

»Er verwandelte sich in das Phantom vom Nebelberg«, widersprach Peter. »Das wollten Sie doch sagen, oder?«

»Ich...« Nun begann Falkners Stimme wieder zu zittern. »Ich wusste doch nicht, dass es wirklich ein Phantom gibt! Dann hätte ich doch nie...«

»Es gibt kein Phantom«, sagte Justus hart. »Was versuchen Sie uns hier weiszumachen?«

»Wie bitte, Just?«, fragte Peter. »Es gibt kein Phantom? Aber wir haben es doch gesehen! Es hat uns niedergeschlagen!«

»Eben, Peter! Es hat uns niedergeschlagen! Mit einem Knüppel! Ein bisschen ungewöhnlich für einen Geist, findest du nicht? Ich dachte immer, Geister saugen einem das Blut aus. Oder die Seele. Oder sie verzaubern einen. Oder sie versetzen einem einen Plasmaschock. Oder tun sonst irgendetwas hochgradig Mystisches. Aber sie nehmen bestimmt nicht den nächstbesten Baseballschläger und ziehen ihn dir über den Schädel! Dieser barbarische Ausbruch von Gewalt ist doch eine höchst menschliche Eigenart.«

»Aber es schwebte!«, beharrte Peter. »Ist das auch eine menschliche Eigenart?«

»Es schwebte nicht. Ich bin mir ziemlich sicher, seine Füße gesehen zu haben, als ich zu Boden ging. Als wir dem Phantom das erste Mal auf dem Berg begegneten, sah es nur so aus, als schwebte es, weil es eben neblig war. Und diese weiße, fließende Gestalt war vermutlich nichts weiter als eine Art Bettlaken.«

»Ein Bettlaken?« Peter lachte bitter. »Wir sind doch nicht auf einen Kindergeburtstagsscherz reingefallen!«

»Vielleicht doch, Peter. Wenn ich es mir recht überlege, war es eigentlich nicht das Phantom selbst, das mir Angst eingejagt hat. Es war alles drum herum: der Nebel, die Atmosphäre und natürlich das gruselige Heulen - das das Phantom vermutlich von einem Tonband abgespielt hat. Wenn all diese Faktoren einen ängstigen und von der eigentlichen Geistergestalt ablenken, kann man schon mal übersehen, dass man vor einem Mann unter einem weißen Tuch davonläuft. Die Frage ist nun: Wer ist dieser Mann? Sie wissen es, nicht wahr, Mr Falkner? Ist es Ihr Freund Marc?«

»Nein. Das heißt... ja. Und wieder nicht. Ich dachte, er wäre es. Aber ich lag falsch!« Seine Stimme hatte sich zu einem tonlosen Flüstern gesenkt. »Das ganze Vorhaben war ein riesiger Fehler! Und wir werden ihn alle mit unserem Leben bezahlen!«

»Von welchem Vorhaben sprechen Sie?«

»Ich... ich weiß gar nicht mehr, wessen Schnapsidee es war. Marc war der Meinung, dass noch ein kleines Vermögen in diesem Berg stecken könnte, wenn ich mit meiner Theorie Recht hätte. Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, das Gold aus der Mine zu holen, auch wenn ihm bis zuletzt schleierhaft war, wie er das überhaupt machen wollte. Schließlich kann er es schlecht mit bloßen Händen aus dem Felsen kratzen. Mir war das alles überhaupt nicht wichtig. Ich wollte nur mein Buch schreiben.«

»Was für ein Buch?«

»Einen Roman über den Nebelberg. Über Ashford, über die Mine, über Lakeview, die Mastersons und das Phantom. Naja, und so kam eines zum anderen. Marc wollte das Gold, ich wollte das Buch und so taten wir uns zusammen und entwickelten diesen wahnsinnigen Plan.«

»Welchen Plan?«, fragte Justus lauernd.

»Wir wollten den Eingang zur Mine wiederfinden. Es gab mehrere damals. Aber Ashford hat sie alle verschlossen. Und er hat seine Sache sehr, sehr gut gemacht, denn er wollte ja nicht, dass jemals wieder jemand außer ihm einen Fuß in die Stollen setzt und womöglich entdeckt, dass er gelogen hatte. Ich habe bereits im letzten Sommer lange Wanderungen durch die Berge unternommen, aber nie den Eingang gefunden. Dann gelang es mir, Kontakt zur Schwester von Ashfords Geliebter aufzunehmen. Sie hat mir uralte Briefe von Richard Ashford an ihre Schwester geschickt. Dabei kam heraus, dass Ashford tatsächlich alle Mineneingänge sorgsam verschlossen hat. Zeitgleich grub er jedoch einen Tunnel, den einzigen verbleibenden Zugang zu den Stollen. Und dieser Tunnel führte direkt zu seinem Haus. Lakeview ist nicht nur ein Haus am Fuße des Nebelbergs. Es ist der Eingang zur Goldmine!«

Das Herz des Berges

Wer käme schon auf den Gedanken, dass der einzige verbliebene Eingang zur Mine direkt unter...

»Unter was?«, rief Bob und fluchte, während er seinen Marsch durch die Wohnküche fortsetzte. Die Schmerzen in seinem Fuß spürte er kaum noch. Ständig ging ihm dieser Satz durch den Kopf. Mit Sarahs Hilfe hatte er versucht, das Notebook wieder zu beleben. Sie hatten ein paar Batterien in den Küchenschränken gefunden und sie mit Haarklammern und Blumendraht an den Laptop angeschlossen, doch es hatte nicht funktioniert. Nun lag der Akku in der Nähe des Kaminfeuers. Sarah hatte behauptet, dass sich Batterien ein wenig erholten, wenn sie warm gehalten wurden. Bob wusste nicht, ob das stimmte, aber einen Versuch war es wert. Aber wie lange sollten sie warten? Wenn sie den Akku zu früh wieder einsetzten, verspielten sie vielleicht ihre letzte Chance.

»Der Eingang zu einer Goldmine kann im Prinzip überall sein«, überlegte Bob laut weiter. »Jedenfalls auf einem Berg. Ashford sprach aber davon, dass niemand den Eingang dort vermuten würde, wo er tatsächlich ist. Also kann er nicht überall sein. Wir müssen damit nach einem Ort suchen, an dem man eben normalerweise nicht sucht. Ja, das ist logisch. Das macht Sinn. Justus würde genauso denken.«

»Aber was für ein Ort soll das sein?«, fragte Sarah, die den dritten Detektiv vom Sessel aus schweigend beobachtet hatte.

»Das ist die Frage. Es gibt ja nicht besonders viele markante Punkte in diese Gegend.« Bob blieb stehen. »Der Wald vielleicht? Würde man eine Mine im Wald vermuten?«

»Nein. Aber man würde sie sofort finden, sobald man ihn einmal durchquert. Der Wald ist nicht groß. Ich kenne ihn. Da ist keine Mine.«

Bob nickte nachdenklich. »Schön. Also nicht im Wald. Was käme noch in Frage?«

»Der See«, schlug Sarah vor. »Aber ich glaube kaum, dass Richard Ashford einen Unterwassereingang gebaut hat. Das wäre sehr aufwändig und sehr gefährlich gewesen.«

»Tja. Außer dem See, dem Wald und dem Berg selbst gibt es hier nicht viel. Keine Gebäude, von Lakeview einmal abgesehen...« Bob stockte.

»Was ist los?«

Der dritte Detektiv blickte ins Leere. Dann ruckte sein Kopf herum und er starrte Sarah an. »Lakeview! Dies war Ashfords Haus! Hältst du es für möglich, dass er -«

»Den Eingang zur Mine hierher verlegt hat? Bob! Die Idee ist genial!«

»Der Keller!«

Sie blickten einander an, dann nahm Bob eine Kerze aus dem Kerzenständer, zündete sie an und ging zur Treppe hinüber, die nach unten führte. Als er die erste Stufe betrat, drehte er sich zu Sarah um: »Hältst du es überhaupt für möglich, dass wir da unten etwas finden?«

»Durchaus. Ich glaube nicht, dass meine Eltern sich je groß um den Keller gekümmert haben. Es ist den beiden durchaus zuzutrauen, dass sie seit Jahren auf einem Goldschatz sitzen, ohne es zu merken.« Sie grinste. »Wenn ich als Kind schon hier gelebt hätte, wäre das anders gewesen. Ich hätte den Eingang sofort entdeckt. Aber inzwischen bin ich etwas zu alt dafür, in Kellern auf Schatzsuche zu gehen.«

»Du hast dich als Kind in Kellern herumgetrieben? Also, ich hatte immer Angst vor dem Keller. Wenn ich für meinen Vater Werkzeug holen sollte, war das immer der Horror.«

»Tatsächlich? Ich fand Keller spannend.«

»Dann bist du genau die Richtige für dieses Unternehmen.«

Sie stiegen die Treppe hinab. Die Tür zum Keller war verschlossen, doch Sarah hatte einen Schlüssel. Hinter der Tür befand sich nur ein einziger großer Raum. Er war so niedrig, dass sie nicht aufrecht stehen konnten. An den Wänden standen Regale mit Konserven. In einer Ecke war eine Werkbank aufgestellt und ein Sammelsurium verschiedenster Werkzeuge hing an der Wand darüber. Auf dem Boden lagen Sägespäne. Es roch muffig. Bob hielt die Kerzenflamme so hoch, wie es bei der niedrigen Decke möglich war, und sah sich um. Die Wände waren aus Stein wie auch der Rest des Hauses. Doch der Boden bestand aus Holzbohlen.

»Denkst du das Gleiche wie ich?«, fragte Sarah und deutete auf die Dielenbretter unter ihren Füßen.

Bob nickte. Gemeinsam begannen sie auf dem Boden herumzutrapeln. Überall klang es massiv - bis Bob an eine Stelle auf der anderen Seite der Werkbank kam. Hier hallten seine Tritte laut und hohl wider. »Volltreffer!«, rief er und ließ sich sogleich auf die Knie nieder, um die Bretter genauer zu inspizieren. »Hier ist ein Hohlraum. Ungefähr einen Quadratmeter groß. Die Dielenbretter sind allerdings vernagelt. Wir müssten sie... « Als er die Zange in Sarahs Hand sah, verstummte er. »Ich sehe, wir verstehen uns.«

Es dauerte nicht lange und sie hatten alle Nägel aus dem Holz gelöst. Die Holzbohlen lagen nun lose auf dem Boden. Bob hob eine hoch. Er hatte Recht behalten: Unter dem Fußboden war eine versteckte Kammer. Rasch entfernten sie auch die restlichen Dielen und blickten schließlich in einen gähnenden schwarzen Schacht. Bob hielt seine Kerze hinein. »Der Schacht ist nicht tief«, sagte er und seine Stimme versickerte in dem dunklen Loch. »Da unten gibt es einen Gang! Ich kann nicht sehen, wie lang er ist. Auf jeden Fall geht es da weiter.« Er richtete sich auf und sah Sarah begeistert an. »Wir haben den Zugang wirklich gefunden!«

»Meine Eltern saßen tatsächlich jahrelang drauf«, stöhnte

Sarah und verdrehte di» Augen. »Das ist mal wieder typisch!«

»Was meinst du? Sollen wir?«

»Was für eine Frage! Aber logisch!«

»Justus wird Augen machen, wenn er zurückkommt!«, freute sich Bob. »Während er da oben gerade das Geheimnis des Nebelbergs löst, entdecken wir eine in Vergessenheit geratene Mine! Und wer weiß, vielleicht finden wir wirklich Gold.« Sie liefen rasch zurück nach oben, um zwei Taschenlampen, ein Seil und Kerzen zu holen. Zuletzt steckte Bob noch ein Stück Kreide ein. Er rechnete nicht damit, dass er sie wirklich brauchen würde. Wahrscheinlich war der Gang gar nicht so lang. Aber im Zweifelsfall wollte er lieber zu gut als zu schlecht ausgerüstet sein. Sarah griff nach dem Gewehr ihres Vaters. Bob hielt inne und beobachtete, wie sie es mit in den Händen wog und schließlich mit geübter Bewegung schulterte. Sofort kehrten seine Zweifel zurück. *War der Laptop-Zwischenfall wirklich nur ein Versehen gewesen?* Bob schluckte. »Du willst das Ding doch nicht etwa mitnehmen?«

»Sicher ist sicher«, antwortete Sarah lakonisch.

»Vergiss es«, sagte Bob. »Das Gewehr bleibt hier.«

»Ach. Und wenn wir uns verteidigen müssen? Gegen das Phantom zum Beispiel?«

»Ja, was dann? Willst du dann etwa schießen?«

»Nein. Aber so eine Waffe macht schon Eindruck.«

Bob schüttelte entschieden den Kopf. »Das Gewehr bleibt hier.«

Sarah kniff die Augen zusammen. »Du traust mir nicht, habe ich Recht? Hast du etwa Angst, ich will dir da unten an den Kragen?«

»Eine Waffe kann sich immer auch gegen einen selbst richten, und zwar schneller, als man denkt«, antwortete Bob und beschloss, diesen Satz nicht näher auszuführen. Sarah sollte

denken, was sie wollte. Ihm war jedenfalls wohler, wenn das Ding blieb, wo es war. »Können wir jetzt los?«

Einen Moment lang sah es so, als würde Sarah nicht nachgeben, doch schließlich nahm sie das Gewehr von ihrer Schulter und stellte es zurück in die Ecke. »Meinetwegen.«

Sie kehrten zurück in den Keller, stellten eine Leiter in den Schacht und kletterten hinunter, Bob voran. Es ging etwa drei Meter in die Tiefe. Dann standen sie auf einem winzigen Fleckchen festgestampfter Erde, von dem aus ein finsterner Tunnel in die Dunkelheit führte. Bob leuchtete in das gähnende schwarze Loch. Der Gang war durch feuchtes Erdreich getrieben und mit dicken Holzbalken abgestützt worden. Er führte weiter, als das Licht der Taschenlampe reichte. Ein Schauer lief Bob über den Rücken. »Wie weit es da wohl reingeht?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete Sarah. »Aber eines steht fest: Der Gang führt genau auf den Nebelberg zu.«

»Dann wollen wir mal sehen, wie weit wir kommen«, sagte Bob und setzte sich in Bewegung. Der Tunnel war sehr schmal. Seine Schultern berührten fast die Wände und er musste den Kopf einziehen, um nicht an die Decke zu stoßen. Manchmal streifte er sie doch und dann rieselten lose Erdkrümel zu Boden. Die Enge war beklemmend. Insgeheim hoffte er, dass der Gang bald enden würde, damit sie umkehren konnten. Doch er endete nicht. Weiter und weiter führte er nach Norden auf den Berg zu, ohne jemals einen Knick zu machen. Allenfalls ein leichter Anstieg war zu spüren. Als Bob nach einer Weile auf die Uhr sah, stellte er fest, dass sie schon seit fünf Minuten unterwegs waren.

»Das nimmt ja überhaupt kein Ende«, raunte Sarah hinter ihm. Ihre Stimme wurde von den bröckligen Wänden aus brauner Erde und halb vermodertem Holz aufgesogen wie Wasser von einem Schwamm.

Aber dann kam das Ende, und zwar so abrupt, dass Bob der

Atem stockte. Er hatte eine Weile nicht mehr nach vorn, sondern auf den Boden geleuchtet. Als er die Taschenlampe wieder hob, lag das Ende des Tunnels direkt vor ihm. Bob trat hindurch und stand plötzlich mitten in einem anderen Gang. Er war viel, viel breiter und höher und die Wände bestanden nicht mehr aus Erde, sondern aus massivem Fels. Es war eine Kreuzung: Hinter ihnen der Tunnel durch die Erde, vor ihnen und rechts und links jeweils ein Tunnel durch den Fels. »Wow!«, staunte Bob und diesmal kam ein verzerrtes, hohles Echo zurück.

Hinter ihm trat Sarah aus dem Gang. Auch sie blieb eine Weile ehrfürchtig stehen und ließ das Licht ihrer Lampe über die Felswände gleiten. »Wir sind mitten im Nebelberg«, wisperte sie.

Bob nickte. »Der Tunnel hat uns direkt in die alte Mine geführt. Wahnsinn! Ich hatte sie mir nicht so groß vorgestellt. Sollen wir weitergehen?«

»Aber klar. Ich schlage vor, wir nehmen den Weg geradeaus. Dann können wir uns nicht verlaufen.«

»Einverstanden«, sagte Bob, kramte aber vorsichtshalber trotzdem das Stück Kreide aus der Tasche und malte ein Fragezeichen an die raue Wand.

Dann gingen sie weiter, tiefer und tiefer in die alte Goldmine hinein, mitten ins Herz des Nebelbergs.

»Was?«, rief Peter. »Der Eingang zur Mine liegt unter dem Haus? Aber dann müssten die Mastersons das Gold doch längst gefunden haben!«

»Sie wissen nichts davon. Sie haben sich nie sonderlich für die Geschichte ihres Hauses interessiert. Und ich habe es ihnen selbstverständlich nie gesagt. Vermutlich ist der Eingang gut versteckt, deshalb haben sie ihn auch nie gefunden. Ashford wollte schließlich nicht riskieren, dass sein Schwindel auffliegt. Er musste immer damit rechnen, dass sein Gläubiger doch noch

eines Tages bei ihm auftaucht, um zu sehen, ob er nicht vielleicht ein paar Reichtümer gehortet hat. Da wäre ein offensichtlicher Tunnelleingang natürlich verdächtig gewesen. Ich hatte leider nie die Chance, im Keller nachzusehen, weil die Tür immer abgeschlossen war und ich nie die Gelegenheit hatte, unbemerkt das Schloss zu knacken.«

»Langsam dämmert es mir«, sagte Justus. »Lassen Sie mich raten: Marc und Sie planten, die Mine zu erkunden, aber natürlich ungestört. Doch um unbehelligt in die Mine zu kommen, müssten Sie die Mastersons aus dem Haus haben. Das Problem war nur, dass sie das Haus niemals für längere Zeit verließen. Also überlegten Sie sich, wie Sie sie wirkungsvoll aus Lakeview vertreiben konnten. Und da kamen Sie auf die Idee, das Phantom vom Nebelberg auferstehen zu lassen.«

Mr Falkner sagte nichts, doch das war für den Ersten Detektiv Antwort genug. »Sie wussten, dass Mrs Masterson den Legenden ohnehin bereits Glauben schenkte und leicht zu beeindrucken war. Für Mr Masterson hingegen müssten Sie stärkere Geschütze auffahren. Das ist Ihnen gelungen! Die Vorstellung letzte Nacht war in der Tat atemberaubend.«

»Moment mal!«, mischte sich Peter ein. »Das soll alles nur ein Fake gewesen sein, um uns aus dem Haus zu jagen?«

»So war es geplant, ja«, sagte Mr Falkner niedergeschlagen.

»Was für ein Irrsinn!«, rief der Zweite Detektiv. »Diese ganze Horrorshow nur zu diesem einen Zweck? Wäre das nicht einfacher gegangen? Sie hätten... keine Ahnung! Sie hätten den Mastersons einen gefälschten Brief schicken können, eine Vorladung vor Gericht zum Beispiel. Damit hätten Sie sie auch aus dem Haus gelockt.«

»Aber das war ja nicht der einzige Sinn und Zweck der ganzen Geschichte«, übernahm Justus die Antwort. »Nicht wahr, Mr Falkner? Wie sagten Sie doch so schön? Marc wollte das Gold, Sie wollten das Buch. Es ging Ihnen um die Story,

nicht wahr? Sie arbeiteten an einem Roman über den Nebelberg und all seine Legenden. Was Ihnen noch fehlte, war der Auftritt des Phantoms. Und um Ihre Erzählung so nahe wie möglich an der Realität zu halten, haben Sie eben Ihren eigenen kleinen Roman inszeniert, um zu sehen, wie die Mastersons reagieren. Wahrhaftigkeit! Darum geht es Ihnen doch in Ihrer Arbeit! Und das war die Gelegenheit für Sie, wahrhaftige Menschen in wahrhaftigen Situationen zu studieren. Sie wollten nichts erfinden, Sie wollten die Realität wiedergeben. Ihre Fantasie war Ihnen zu wenig. Habe ich Recht?»

»Ja«, sagte Falkner tonlos. Dann fügte er verteidigend hinzu: »Aber es war nur ein Spaß! Eine Schnapsidee, die Marc und ich eines Abends hatten, als wir darüber nachdachten, wie ich meinen Roman voranbringen könnte und wie wir an den Eingang der Mine herankommen. Die kleine Phantom-Inszenierung war verrückt und genial zugleich. Du hast Recht, Justus: Es war wirklich eine einmalige Gelegenheit für mich, die Reaktion von Menschen auf wahrhaft alptraumhafte Situationen zu beobachten. Welcher Schriftsteller hat dazu schon Gelegenheit? Und als ihr dann auch noch überraschend auftauchtet, war das wie ein Geschenk des Himmels!«

»Noch mehr Versuchskaninchen«, sagte Peter bitter.

»Richtig.«

»Mr Falkner, Sie sind ein kranker Mann.«

»Mag sein«, antwortete der Schriftsteller. »Aber nun hat mich meine eigene Fantasie eingeholt. Sie ist tatsächlich Realität geworden! Das Phantom letzte Nacht... das war nicht Marc! Er hätte mich doch niemals niedergeschlagen und auf den Berg verfrachtet! Und euch auch nicht. Wir hatten nie vor, jemandem körperlich zu schaden. Von Anfang an war klar, dass das unsere Grenze ist: Niemand durfte verletzt werden. Begreift ihr jetzt endlich? Als ich gestern Nacht das Haus verlassen habe, gehörte das zur Inszenierung. Ich hätte mich im Nebel versteckt und

wäre nach einer Weile mit ein paar haarsträubenden Geschichten zurückgekehrt. Stattdessen schlug mich das Phantom nieder - das echte Phantom! Es gibt dieses Geschöpf wirklich! Ashfords Geist - wir haben ihn geweckt! Erst ist Marc ihm in die Falle gegangen und nun wir. Und das Phantom wird nicht ruhen, bis wir alle tot sind!«

»Reden Sie keinen Unsinn!«, rief Justus. »Das Phantom ist ein Hirngespinnst, nichts weiter! Und es ist Ihrer eigenen Fantasie entsprungen. Sie haben dieses Wesen nach den Legenden, die man sich in Greenvalley erzählt, kreiert. Mit weißem, fließendem Stoff, der im Nebel gespenstischdurchsichtig wirkt, und einem Tonbandgerät. Habe ich Recht?«

»Ja«, antwortete Falkner ungeduldig. »Jaja, du hast Recht, aber du hörst mir nicht zu! Es war nicht Marc, der mich letzte Nacht angegriffen hat!«

»Wie können Sie da so sicher sein?«

»Wie bitte? Wir haben diesen Plan gemeinsam geschmiedet!«

»Sie haben selbst gesagt, dass es Ihnen vor allem um die Show ging, die Sie dann in Ihrem Buch verarbeiten wollten«, erinnerte Justus. »Marc aber ging es um etwas anderes: um Gold! Und wären Sie gemeinsam in der Mine tatsächlich fündig geworden, hätten Sie diesen Fund natürlich geteilt, nicht wahr?«

»Ja. Natürlich.«

»Sagen Sie, Mr Falkner«, begann Justus und senkte seine Stimme. »Haben Sie jemals daran gedacht, dass Ihr Partner Marc vielleicht so sehr hinter dem Gold her ist, dass er Sie hintergehen könnte?«

Mr Falkner schnappte erschrocken nach Luft - und schwieg. Doch auch das war für Justus Antwort genug.

Weckruf

Di-di-di-di-di-di-di-dit.

Di-di-di-di-di-di-di-dit.

Di-di-di-di-di-di-di-dit.

Justus horchte auf. »Was ist denn jetzt los?«

Auch Peter lauschte in die Dunkelheit. »Das... das ist...«

»Dein bescheuerter Wecker! Wie kommt der denn hierher?
Wo ist er?«

Di-di-di-di-di-di-di-dit.

»Ich habe keine Ahnung. Das kommt von irgendwo da drüben.« Justus runzelte die Stirn. »Hast du ihn etwa in deinem Rucksack gehabt, als wir auf den Nebelberg gestiegen sind?«

»Äh... ja.«

»Warum denn das, zur Hölle?«

»Keine Ahnung. Ich habe nicht drüber nachgedacht.« Peter grinste, obwohl er wusste, dass Justus ihn nicht sehen konnte. »Wahrscheinlich dachte ich, dass man so einen Wecker immer mal gebrauchen kann.«

Di-di-di-di-di-di-di-dit.

»Das bedeutet, dass unsere Rucksäcke auch hier in der Höhle liegen. Oder wenigstens deiner. Und zwar gar nicht weit entfernt. Peter! Hast du ein Taschenmesser in deinem Rucksack?«

»Ja!«

Augenblicklich begannen die beiden Detektive in die Richtung zu robben, aus der das Piepen kam.

Di-di-di-di-di-di-di-dit.

»Verflucht!«, presste Justus hervor. »Ich komme nicht weiter!«

Peter schaffte es ein bisschen näher heran, doch schließlich wurde auch er von dem Seil, mit dem er an den Felsen gebunden war, gestoppt. »Mist!«

Di-di-di-di-di-di-di-dit.

Dem Klang nach zu urteilen war der Rucksack höchstens zwei Meter entfernt. Doch das waren zwei Meter zu viel. Sosehr sie sich auch reckten und streckten, sie kamen nicht an das Ding heran. Schließlich gaben sie erschöpft auf.

Di-di-di-di-di-di-di-dit.

»Aaaargh!«, knurrte Justus wütend. »Dieses Teil macht mich wahnsinnig! Wieso klingelt es überhaupt?«

»Er muss sich wieder von allein eingeschaltet haben, als ich mit dem Rucksack an der Tür hängen geblieben bin«, vermutete Peter. »Und ich hatte ihn vorher auf eine andere Uhrzeit eingestellt, damit wir nicht wieder versehentlich mitten in der Nacht geweckt werden.«

»Genial, Zweiter«, sagte Justus. »Dafür dürfen wir dem Gepiepe jetzt lauschen, ohne etwas dagegen unternehmen zu können. Wann schaltet er sich automatisch aus?«

»Äh... in einer Stunde.«

Di-di-di-di-di-di-di-dit.

»Mr Falkner?«, fragte Justus. »Sind Sie noch da?«

»Ja.«

»Sagen Sie etwas, damit ich von diesem blöden Wecker abgelenkt werde!«

»Ich weiß nicht mehr, was ich sagen soll. Marc - ein Verräter? Ich kann das nicht glauben.«

»Es ist aber eine logische Erklärung. Hundertmal logischer jedenfalls als die Möglichkeit, dass wir es mit einem echten Phantom zu tun haben.«

»Aber wenn du Recht hast, Justus - was hat er dann jetzt vor?

Was geschieht mit uns?«

»Ich hatte gehofft, dass Sie uns das sagen können. Ich kenne diesen Marc nicht. Sie hingegen schon. Was ist er für ein Mensch? Was würden Sie ihm zutrauen?«

»Er hat ein gewisses kriminelles Potenzial«, gab Falkner zu. »Aber er würde nie so weit gehen, einem Menschen körperlichen Schaden zuzufügen. Dachte ich bisher immer.«

»Nun, dann müssen Sie die Charakterisierung Ihrer Hauptfiguren vielleicht noch einmal überdenken«, antwortete Justus bissig.

Di-di-di-di-di-di-di-dit.

»Herrje! Dieser Wecker macht mich krank! Wir müssen hier raus! Und sei es nur, um das verfluchte Teil endlich in seine Einzelteile zu zerlegen!«

Bob malte ein Fragezeichen an die Wand. Er wusste nicht, das wievielte es war. Er hatte aufgehört zu zählen. Alle paar Meter gab es einen Abzweig. Manchmal bohrten sich die Gänge nur wenige Meter in den Felsen hinein und endeten dort, doch es gab auch Tunnel, die weiter führten, als das Licht der Taschenlampen reichte. Trotz der Markierungen hatten sie Angst, sich zu verirren, und entschlossen sich jedes Mal, dem Weg geradeaus zu folgen. Die Mine war größer, als Bob es für möglich gehalten hätte. Der Hauptstollen führte nach einer Weile steil bergauf, es gab Treppen, die immer weiter nach oben führten, an einigen Stellen sogar alte, zerbrechlich aussehende Holzleitern, über die man eine Ebene höher kam. Eines war klar: Sie arbeiteten sich Richtung Berggipfel vor.

Hier und da waren Gänge eingestürzt, manchmal versperrten riesige Felsbrocken den halben Weg. Bob fragte sich, ob die Mine damals bei ihrer Schließung bereits so ausgesehen oder ob der Verfall erst nachträglich eingesetzt hatte. Auf jeden Fall war es beängstigend und unheimlich. Diese Gänge hatte seit einer

halben Ewigkeit niemand mehr betreten. Sie waren die Ersten, die den Staub von Jahrzehnten aufwirbelten. Der dritte Detektiv hoffte nur, damit kein Siegel zu brechen, keine Dämonen zu wecken und keinen Fluch auf sich zu laden.

Doch so groß die Mine auch war und so sehr Bob darauf geachtet hatte: Gold hatte er keines gesehen. Kein verräterisches Glitzern in den grauen Felswänden, keine funkelnden Brocken auf dem Boden, nichts.

Sie waren die ganze Zeit schweigend durch die Gänge gelaufen, jeder hatte sich seinen eigenen Fantasien über diese Mine hingegeben. Es war eine stille Übereinkunft: Niemand sagte etwas, denn ein laut gesprochenes Wort hätte vielleicht den fremdartigen Zauber, der über diesem Ort lag, zerstört. Doch dann blieb Sarah hinter ihm plötzlich stehen. Sie legte den Kopf leicht schräg, als lauschte sie.

»Was ist?«, flüsterte Bob.

»Schhh! Hörst du das?«

Bob horchte. »Was denn?«

»Da ist irgendwas. So etwas wie ein Piepen.«

Nun hörte Bob es auch. Weit, weit entfernt und wie durch eine dicke Wand drang ein Geräusch, das so leise war, dass er es mehr erahnte als wirklich hörte. Als er ein paar Meter in einen Seitengang trat, wurde es etwas lauter.

Der dritte Detektiv traute seinen Ohren nicht. Das war nicht irgendein Piepen. Es war das Piepen! »Ich kenne das Geräusch!«

»Was sagst du da?«

»Ja! Das ist Peters bescheuerter Reisewecker!«

»Da ist nicht dein Ernst.«

»Doch. Hundertprozentig. Das ist er. Aber wieso...« Bob leuchtete tiefer in den Gang hinein. Nach ein paar Metern führte eine Treppe steil nach oben. Das Piepen kam eindeutig aus dem

Treppenschacht. »Peter ist irgendwo da oben. Oder wenigstens sein Wecker. Wir müssen da hin!«

»Wir sind jetzt wahrscheinlich nahe am Gipfel«, murmelte Sarah. »Genau dort, wo Peter und Justus hinwollten. Wenn Peters Wecker aus irgendeinem Grund klingelt, er ihn aber nicht ausschaltet, dann...«

»Sind die beiden vielleicht in Gefahr!«, beendete Bob den Satz. Hastig malte er ein Fragezeichen ans Ende der Treppe. »Los, komm! Wir müssen nach oben!« Er betrat die unebenen, rauen Stufen und eilte hinauf.

Die Treppe führte in verrückten Schlangenlinien in die Höhe. Sie war wahnsinnig steil, so dass Bob schon nach wenigen Stufen außer Atem war.

Aber sie waren auf der richtigen Spur: Das Piepen wurde immer lauter.

Schließlich endete die Treppe in einer kleinen, runden Höhle, deren Wände unbearbeitet waren, als wäre sie natürlichen Ursprungs und nicht ein Teil der Mine. Hier war das Piepen am lautesten. Bob sah sich um. Hier war nichts. Kein Peter, kein Wecker. Und auch kein Ausgang, der aus der Höhle hinausführte. Trotzdem klang es, als stünde der Wecker direkt neben ihnen.

Di-di-di-di-di-di-dit.

Und dann hörte er Stimmen. Das waren Justus und Peter! Sie sprachen miteinander!

»Sie sind direkt hinter diese Wand«, sagte Sarah aufgeregt und rief: »Peter! Justus! Hört ihr uns?«

Verblüfftes Schweigen auf der anderen Seite. Dann Justus' Stimme: »Sarah?«

»Ja!«

»Dem Himmel sei Dank! Wo bist du?«

»Ich... ich weiß nicht!«

»Ist Bob bei dir?«

»Ja!«, meldete sich nun Bob. »Wir sind in einer kleinen Höhle und können euch durch die Wand hören!«

»Wir sind auch in einer Höhle!«, rief Peter. »He! Habt ihr eine Taschenlampe dabei?«

»Ja.«

»Ich sehe einen kleinen Lichtschimmer dort an der Wand! Es muss einen Spalt oder so was zwischen unseren Höhlen geben!«

»Wo denn? Steck mal was durch!«

»Geht nicht! Wir sind gefesselt! Kommt schon, ihr müsst irgendwie durch die Wand brechen und uns befreien!« Eilig suchten Sarah und Bob die Höhlenwand ab. Schließlich fanden sie den Spalt. Bob warf einen kleinen Kiesel hindurch und hörte, wie er auf der anderen Seite über den Boden rollte. »Wir haben die Stelle!«, rief Sarah. »Die Wand ist nur ganz dünn. Trotzdem ist es eine Felswand. Ich weiß nicht, wie wir...«

»Entschuldige, Sarah, gehst du mal zur Seite?« Bob hatte einen Felsbrocken aufgehoben, den größten tragbaren, den er finden konnte. Sarah trat erschrocken zurück und Bob warf ihn mit aller Kraft gegen die Wand. Ein handtellergroßes Stück brach heraus, genug, um hindurchsehen zu können. Bob kniete sich hin und leuchtete durch das Loch. Da sah er sie: Justus, Peter und Mr Falkner, gefesselt und an Felsen gebunden auf dem Boden sitzend.

»Hier sind wir!«, rief Peter aufgeregt.

»Ja, ja, ich sehe euch. Wartet, wir versuchen das Loch zu vergrößern.« Bob hob den Felsbrocken wieder auf und hämmerte damit auf die Wand ein. Sarah suchte sich ebenfalls einen Stein und half ihm. Nach und nach bröckelte immer mehr aus der Wand, bis die Öffnung schließlich groß genug war, um hindurchzukriechen. Bob legte sich flach auf den Bauch und robbte auf die andere Seite.

»Bob!«, rief Peter erleichtert. »Endlich! Schnell, nimm uns die Fesseln ab! Meine Hände sind schon fast abgestorben!«

»Nein«, fuhr Justus dazwischen. »Stell erst den Wecker aus! Das hat oberste Priorität!«

Bob grinste, zückte sein Taschenmesser und befreite zuerst den Zweiten Detektiv von den Fesseln. Dann ging er tiefer in die Höhle hinein, fand den Rucksack, der achtlos in eine Ecke geworfen worden war, und schaltete den Wecker aus. »Was für eine Wohltat!«, stöhnte Justus. Im Nu waren alle befreit. Bob stellte eine Kerze auf einen Felsen, zündete sie an und schaltete seine Taschenlampe aus, um Strom zu sparen.

»Wie seid ihr denn hierher gekommen?«, wollte Justus wissen. »Wie habt ihr uns gefunden?«

»Wir haben den Eingang zur Goldmine entdeckt«, berichtete Bob aufgeregt. »Und dann hörte Sarah plötzlich den Wecker. Und dann sind wir einfach dem Piepen gefolgt.«

»Ihr seid dem -«

»Ha!«, rief Peter. »Siehst du! Ich hab's dir doch gesagt, Just. Man weiß nie, wozu man so einen Wecker brauchen kann!«

Schnell brachten sich die drei ???, Mr Falkner und Sarah gegenseitig auf den neuesten Stand. Dann fragte Bob: »Wo sind wir eigentlich? Diese Höhle gehört auf jeden Fall nicht mehr zur Mine, oder?«

»Nein«, sagte Justus. »Sie führt irgendwo weiter hinten nach draußen.«

Peter runzelte die Stirn. »Nach draußen? Woher weißt du das, Just?«

Der Erste Detektiv deutete lässig auf die Kerze. »Die Flamme flackert. Das heißt, es gibt eine Luftzirkulation. Und die kann es nur geben, wenn diese Höhle einen Ausgang direkt nach draußen hat.«

»Schlaumeier«, brummte Peter.

»Verschwinden wir von hier!«, drängte Mr Falkner. Sie sammelten ihre Rucksäcke ein und machten sich auf den Weg. Die Höhle wurde sehr schmal und knickte scharf ab. Dahinter schimmerte graues Tageslicht.

»Endlich! Dahinten ist der Ausgang!« Justus ging voran. Nach einem kurzen Stück geradeaus führte ein etwa zwei Meter breiter Durchgang ins Freie. Der Erste Detektiv kniff die Augen vor dem ungewohnt hellen Licht zusammen und blickte hinaus. Sie waren auf dem Nebelberg, mitten in den Wolken. Hinter ihnen war ein großer Felsen, in den die Höhle hineinführte. Und vor ihnen lagen die nassen Wiesen des Berges. Justus blickte um die Ecke und zuckte zurück.

Sofort waren die anderen alarmiert. »Was ist denn, Just?«, flüsterte Peter.

»Keine zehn Meter von hier entfernt steht die Berghütte, in der uns das Phantom überwältigt hat.«

»Wir praktisch«, fand Peter und wandte sich gleich darauf an Mr Falkner: »Dann musste Ihr sauberer Freund Marc gar nicht lange schleppen.«

»Was machen wir jetzt, Justus?«, fragte Sarah. »Meinst du, er ist noch in der Hütte? Wird er uns dann nicht sehen, wenn wir aus der Höhle kommen?«

»Wir müssen es nur fünfzig Meter weit schaffen«, meinte Bob. »Dann sind wir durch den Nebel geschützt. Andererseits können wir auch durch die Mine zurückgehen. Dann müssen wir zwar das Loch in der Wand noch ein bisschen vergrößern, damit auch Justus durchpasst, aber -«

»Sehr witzig, Bob.«

Sie diskutierten noch ihre Möglichkeiten, als Mr Falkner plötzlich die Hand hob. »Seid mal still! Hört ihr das?« Niemand sagte mehr etwas. Und dann hörten sie es alle: Ein dumpfes Murmeln ganz in ihrer Nähe. Es klang, als versuchte sich jemand bemerkbar zu machen, der einen Knebel im Mund hatte.

»Da ist noch jemand in der Höhle!«, raunte Falkner. Sie blickten sich um.

Tatsächlich! Da war ein schmaler Spalt in der Wand, an dem sie achtlos vorbeigegangen waren, gerade breit genug für eine Person. Und aus diesem Spalt kam das gedämpfte Rufen. Sie traten näher heran.

»Das könnte eine Falle sein«, flüsterte Peter.

»Ja, vielleicht«, stimmte Justus zu. »Oder auch nicht.« Er gab sich einen Ruck und trat durch den Spalt. Dahinter war ein winziger Raum. Auf dem Boden lag eine gefesselte, sich heftig windende Gestalt mit einem Knebel im Mund. Justus leuchtete ihn an. Es war ein Mann, den er noch nie gesehen hatte.

Mr Falkner trat hinter ihm in die Höhle. »Marc!« Sofort hockte er sich neben den Gefangenen und befreite ihn von seinem Knebel und den Fesseln.

Marc keuchte und starrte abwechselnd Mr Falkner und Justus mit vor Angst flackerndem Blick an. Er war blass, sein Haar wild zerzaust, Kinn und Wangen unrasiert. Er wirkte zu Tode erschöpft. Verwirrt, verzweifelt und auf gar keinen Fall gefährlich. »Harry! Gott sei Dank!«

Mr Falkner half seinem Freund auf. »Komm erst mal raus aus diesem Loch!«

Auf wackligen Beinen stolperte Marc durch den Spalt zurück in die große Höhle. Dort warf er Sarah, Peter und Bob unsichere Blicke zu. »Harry! Was... was ist passiert? Seid ihr hier, um... euch Jungs kenne ich doch! Ihr wart auf dem Berg. Vor... vor wie vielen Tagen? Ich bin so durcheinander! Harry, wir müssen weg hier, so schnell wie möglich. Dieser Verrückte schleicht bestimmt noch irgendwo herum.«

Mr Falkner versuchte seinen Freund zu beruhigen und ihm in wenigen Sätzen zu erklären, dass auch sie gefangen genommen und gerade erst befreit worden waren. Und dass nun alles in Ordnung sei und keine Gefahr mehr bestünde. Aber war das die

Wahrheit? Während Falkner mit Marc sprach, ging Justus nur eines durch den Kopf: Er hatte sich getäuscht. Dieser Mann war nicht das Phantom. Er war ein Opfer. Doch das bedeutete... dass Mr Falkner Recht hatte. Dass es tatsächlich ein Phantom gab, das auf dem Nebelberg spukte. Und das hieß wiederum, dass sie immer noch nicht in Sicherheit waren. Justus hatte ein ungutes Gefühl im Bauch. »Wir sollten so schnell wie möglich von hier verschwinden«, unterbrach er Mr Falkner. »Alles andere können wir später klären. Am besten gehen wir durch die Mine. Ich möchte ungern an dieser Hütte vorbei. Es könnte sein, dass -«

»Just!«

Peters Schrei ließ alle herumfahren. Der Zweite Detektiv wies zitternd auf den Ausgang der Höhle. Dort draußen im Nebel schwebte das Phantom!

Auf der Lauer

Unwillkürlich wichen alle einen Schritt zurück. Das Phantom hatte sie gesehen! Und es schwebte langsam auf sie zu! Dann setzte es zu seinem schrecklichen klagenden Heulen an. Sarah rannte als Erste. Und ohne dass er es eigentlich wollte, folgte Peter ihr. Sie stürzten zurück in die Höhle. Die anderen waren ihnen dicht auf den Fersen.

»Schnell! Durch die Wand auf die andere Seite!«, rief Bob. Das musste er Sarah nicht zweimal sagen. Sie hatte sich schon zu Boden geworfen und kroch durch die schmale Öffnung. Zu langsam! Sie würden es niemals alle schaffen, bevor das Phantom sie erwischte!

Doch die geisterhafte Gestalt - blieb zurück. Sie folgte ihnen nicht in die Höhle.

Schon war Peter durch die Öffnung geklettert, dann folgten Marc und Mr Falkner.

Justus und Bob sahen einander an. »Es glaubt, wir säßen in der Falle«, sagte Justus. »Es weiß nicht, dass man von hier aus in die Mine kommt. Mit ein bisschen Glück folgt es uns nicht.«

»Und mit ein bisschen Pech belauscht es uns gerade und ist jeden Moment hier!« Bob robbte durch die Öffnung. »Los, Beeilung, Just! Wir haben keine -«

»Es kommt!«, rief der Erste Detektiv voller Angst. Einen Augenblick später erschien sein Kopf in dem Durchgang. So schnell er konnte, robbte Justus hindurch - und blieb stecken! »Mist!«, presste er hervor. »Ich hänge irgendwo fest! Ich... aaahh!« Entsetzt sahen Bob, Peter und die anderen, wie Justus' Körper, der schon zur Hälfte auf ihrer Seite gewesen war, mit einem Ruck zurückgerissen wurde. Verzweifelt klammerte sich der Erste Detektiv an einen Felsvorsprung. »Er hat mich gepackt! Helft mir!«

Blitzschnell griffen Bob und Peter zu, jeder nahm eine Hand. Sie zogen. Die Gegenseite zog auch.

Justus schrie. »Aaaaaah! Lasst nicht los, lasst um Gottes willen niemals los!«

Sarah kam ihnen zu Hilfe. Sie fasste Justus bei den Schultern.

»Mit einem Ruck!«, rief Peter. »Eins, zwei, drei!« Sie zerrten mit aller Kraft, die sie aufbrachten. Der Erste Detektiv flog aus der Öffnung heraus und landete mit dem Gesicht auf dem rauen Stein. Panisch krabbelte er von dem Durchgang weg. Eine weiße Geisterklaue grapschte nach ihm, verfehlte ihn jedoch.

»Weg hier!«, keuchte Justus und rappelte sich auf. »Er kann uns so schnell nicht folgen! Er ist größer als ich und ich bin schon kaum durch das Loch gekommen!«

Bob ließ seine Taschenlampe aufflammen und lief zur Treppe. Gemeinsam hasteten sie, so schnell es ging, hinab in die Tiefe. Am Ende der Treppe angelangt orientierte sich Bob an den Fragezeichen und gelangte zum Hauptgang zurück, dann rannten sie bergab Richtung See. Justus, Peter, Mr Falkner und Marc blieb keine Zeit, die verlassene Goldmine zu bestaunen. Sie wollten weg von hier, nur weg!

Bis Justus sich fragte, wohin sie eigentlich flohen. Und wovor. Und warum. Er wurde langsamer und blieb schließlich stehen. Er lauschte zurück, doch niemand schien ihnen zu folgen. Noch nicht.

»Just!«, rief Peter. »Was ist mit dir? Bist du verletzt?«

»Nein. Bleibt doch mal stehen!«

Zögernd wurden auch die anderen langsamer. »Was ist los? Wir müssen uns beeilen!«

»Müssen wir nicht«, sagte Justus und wartete, bis die anderen sich um ihn versammelt hatten.

»Justus! Das Phantom... es wird uns folgen! Die Stein wand ist doch kein Hindernis! Wenn Bob und Sarah ein Loch

reinschlagen konnten, kann das Phantom das auch!«

»Na und? Es soll ruhig kommen! Wovor haben wir eigentlich Angst? Wir sind zu sechst und fliehen vor jemandem mit einem Bettlaken über dem Kopf! Sind wir denn noch ganz bei Trost?«

»Aber es ist ein Geist!«

»Blödsinn, Peter. Die Tatsache, dass Marc nicht dahinter steckt, bedeutet ja nicht automatisch, dass das Phantom echt ist. Ich habe seine Schuhe gesehen, erinnerst du dich? Das ist nach wie vor ein ganz gewöhnlicher Mensch. Ein ziemlich gewalttätiger zwar, aber ein Mensch. Und unsere zahlenmäßige Überlegenheit dürfte uns vor jeder Art Übergriff schützen.«

»Und wieso bist du dann selbst weggelaufen, Just?«, fragte Peter.

»Weil... na, weil ihr alle gelaufen seid!«, behauptete der Erste Detektiv. »Hätte ich denn allein zurückbleiben sollen? Na schön, na schön, ich gebe zu, ich hatte Angst. Aber nur, weil ich mich von meinen Gefühlen übermannen ließ, ohne vorher nachzudenken. Ein Phantom! Dass ich nicht lache! Wir hätten den Kerl da oben schnappen und entlarven können! Stattdessen sind wir auf sein albernes Geheule reingefallen und abgehauen. Aber das ist mir jetzt zum letzten Mal passiert. Ich laufe nicht mehr davon.« Entschlossen blickte er von einem zum anderen. Wirklich überzeugt zu haben schien er niemanden. Aber Justus ließ sich nicht beirren. »Wir werden diesem Phantom-Menschen auflauern. Hier unten in der Mine. Wenn er schlau ist, wird er die Fragezeichen-Fährte entdecken und ihr folgen. Das heißt, er kommt früher oder später hier vorbei.«

»Schhhh!«, unterbrach Peter ihn. »Da war was!« Sie lauschten. Ein entferntes Klopfen hallte durch die Gänge. Stein schlug auf Stein und brach. Das Echo des berstenden Felsens klang wie der rasselnde Atem eines Ungeheuers, das in der Tiefe des Berges lebte.

»Er vergrößert den Durchgang!«, wisperte Bob. »Du hattest

Recht, Zweiter, er folgt uns!«

»Da! Jetzt hat das Pochen aufgehört. Er ist fertig!«, antwortete Peter. »In fünf Minuten wird er hier sein!«

»Umso besser«, sagte Justus. »Dann schnappen wir ihn uns! Kommt schon, Leute, gemeinsam ist das überhaupt kein Problem. Alles, was wir jetzt noch brauchen, ist ein gutes Versteck.«

Unglauben, Skepsis und Angst. Das war es, was Justus in den Gesichtern der anderen las. Aber auch ein Funken Hoffnung, dass Justus Recht hatte und sie diesem Spuk gemeinsam ein für alle Mal ein Ende bereiten konnten. Schließlich widersprach niemand und zusammen suchten sie einen geeigneten Ort für einen Hinterhalt. Der fand sich an einer Stelle, wo ein schmaler Gang den Haupttunnel kreuzte. Er war schwer einsehbar. Wenn sie sich eng an die Wand pressten, würde der Kerl sie erst bemerken, wenn es zu spät war und sie sich auf ihn stürzen konnten. Die kleine Gruppe teilte sich auf: Bob, Sarah und Mr Falkner versteckten sich im linken Stollen, die anderen im rechten. Peter nahm seinen Rucksack ab, den er auf der Flucht hatte retten können, und kramte darin herum.

»Mensch, Peter, was suchst du denn?«, raunte Justus. »Wir sollten jetzt die Lampen ausmachen und still sein, damit das Phantom nicht gewarnt ist!«

»Ich suche eine Waffe, was denn sonst?«

»Wir brauchen keine Waffe«, behauptete Justus. »Sechs gegen einen, da dürfte der Sieger bereits feststehen.«

»Wenn du dir da mal nicht zu sicher bist«, sagte Peter düster und kramte weiter.

Doch Justus zog ihn an der Schulter zurück. »Wir haben dafür jetzt keine Zeit! Wir müssen Stellung beziehen!« Peter ließ den Rucksack stehen und spielte nervös mit dem Wecker, den er gerade herausgeholt hatte.

»Du und dein Lieblingschronometer«, sagte Justus kopfschüttelnd.

»Mein Chronowas?«

»Vergiss es.«

»Schh!«, zischte Bob von der anderen Seite. »Lampen aus! Ich glaube, ich habe was gehört!«

Augenblicklich löschten alle ihre Lichter und lauschten. Da waren Schritte! Sie hallten von den Tunnelwänden wider und kamen langsam näher.

Keiner wagte mehr zu atmen. Waren sie zu laut gewesen? Hatte der Fremde sie bemerkt?

Der Widerschein einer Taschenlampe flackerte über die Wände und den Boden. Er kam näher und näher... Die drei Detektive pressten sich noch enger an die Felswand und beobachteten angespannt das tanzende Licht.

Dann schob sich die weiße Gestalt des Phantoms in ihr Blickfeld. Jetzt oder nie!

Wie auf Kommando stürzten sich die drei ???, Sarah, Mr Falkner und Marc von beiden Seiten auf die Gestalt. Es ging alles blitzschnell. Das Phantom realisierte in Bruchteilen einer Sekunde, was vor sich ging, wich zurück und schaltete seine Lampe aus. Es war stockfinster! Und anstatt den Fremden zu fassen zu bekommen, prallten Justus und Bob, die als Erste aus dem Gang gesprungen waren, gegeneinander, stolperten und stürzten. Augenblicklich herrschte Chaos in der Dunkelheit! Alle schrien und brüllten durcheinander und tasteten umher. Dann flammte endlich ein Licht auf.

Das Phantom richtete seine Taschenlampe auf die Angreifer und blendete sie. In der Rechten, die plötzlich keine geisterhafte Krallen mehr war, sondern eine ganz normale, menschliche Hand, hielt es eine Pistole! »Keine Bewegung!« Alle erstarrten.

»Los! Rüber da! An die Wand! Nein, Bursche, dort rüber, so

dass ich euch alle im Blick habe!« Seine Stimme war tief und rau und duldete keinen Widerspruch.

Während sie gehorsam und ohne ein Wort zu sagen in einer Reihe Stellung bezogen, ohrfeigte sich Justus in Gedanken immer und immer wieder! Sechs gegen einen! Und trotzdem hatten sie verloren! Und warum? Weil sie vergessen hatten, ihren Gegner mit ihren Lampen zu blenden! Weil sie ihn unterschätzt hatten! Jetzt saßen sie in der Falle.

Justus dachte an den Schlag mit dem Knüppel, der Peter und ihn ins Reich der Träume befördert hatte. Bei dem Gedanken, was dieser Wahnsinnige mit einer Waffe anstellen mochte, bekam er es mit der Angst zu tun.

»Das Spiel ist aus!«, knurrte der Mann unter der Phantomverkleidung. Nun sahen sie ganz deutlich, dass es tatsächlich kaum mehr als ein weißes Tuch mit Löchern für die Augen war. »Wer sind Sie?«, fragte Justus und bemühte sich, seiner Stimme einen festen Klang zu verleihen.

»Ich bin der Eigentümer dieser Mine. Sie gehört mir! Der ganze Berg gehört mir! Ihr habt hier nichts verloren! Niemand außer mir hat ein Recht auf das Gold!« Er wischte sich die Maskerade vom Kopf. Zum Vorschein kam ein riesiger, kräftiger Mann von ungefähr sechzig Jahren mit kohlschwarzen, stechenden Augen, zerzaustem Haar und struppigem Bart. Die drei ??? hatten ihn noch nie zuvor gesehen. Er richtete seine Waffe auf Marc, dann auf Mr Falkner. »Sie!«, rief er. »Und Sie! Sie werden mir mein Erbe nicht streitig machen! Es gehört mir! Die Mine ist Eigentum meines Vaters!«

Nun fiel es Justus wie Schuppen von den Augen. »Sie sind Richard Ashfords Sohn!«

»Richtig. Harvey Radcliffe.«

»Harvey Radcliffe!«, rief Peter entsetzt. »Der Sträfling, der seit Monaten auf der Flucht vor der Polizei ist!« Der Mann starrte ihn finster an und Peter bereute seine Worte

augenblicklich.

»Sie waren auf der Suche nach dem Eingang zur Goldmine, nicht wahr?«, fragte Justus.

»Genau so wie diese beiden Typen hier. Glauben wohl, sie könnten mich um mein Erbe betrügen! Aber ohne mich. Das Gold gehört mir, mir ganz allein! Wochenlang habe ich nach der Mine gesucht und dann kommen plötzlich diese Typen und wollen mir alles wegnehmen! Auf meinem Berg! Aber danke, dass ihr mir den Eingang gezeigt habt. Ihr habt eure Schuldigkeit getan. Adios!« Harvey Radcliffe hob seine Waffe und entsicherte sie. Er zielte auf Marc. Dann schwenkt er rüber zu Mr Falkner. Und wieder zurück zu Marc. »Wer ist als Erster dran?«

»Sir!«, rief Justus beschwörend. »Tun Sie es nicht! Niemand will Ihnen etwas wegnehmen! Sie machen einen Fehler!«

»Schnauze, Dicker! Du kommst auch noch dran!«

Di-di-di-di-di-di-di-dit.

Ashfords Sohn zuckte zusammen, als er das Piepen hinter seinem Rücken hörte und drehte sich um. Für eine Sekunde war er abgelenkt.

Das genügte.

Peter sprang vor, wirbelte herum und trat dem Mann die Waffe aus der Hand. Sie flog in hohem Bogen durch den Gang und landete in der Dunkelheit. Sein Gegner hatte kaum Zeit zu reagieren. Schützend hielt er sich die Arme vors Gesicht, doch da hatten sich die drei ???, Sarah, Mr Falkner und Marc schon auf ihn gestürzt. Er hatte keine Chance. Binnen Sekunden war er überwältigt und wurde am Boden festgehalten, bis Bob ihn mit dem mitgebrachten Seil gefesselt hatte. Er tobte, doch da stopfte Bob ihm kurzerhand auch noch ein Taschentuch in den Mund.

»Puh!«, stöhnte der Zweite Detektiv. »Das war knapp!«

Di-di-di-di-di-di-di-dit.

Justus brach in erleichtertes Gelächter aus. »Wieso?«, rief er.
»Wieso klingelt denn schon wieder dieser verfluchte Wecker?«

»Verflucht? Mein geliebter Wecker hat uns das Leben gerettet!«

»Ja!«, rief Justus lachend. »Aber wieso?«

»Keine Ahnung«, gestand Peter mit einem schiefen Lächeln.
»Ich war so nervös, als wir in dem Gang gewartet haben... da habe ich an dem Wecker rumgespielt und die Weckzeit verstellt. Als wir uns dann auf das Phantom stürzten, habe ich ihn fallen gelassen. Dabei muss er -«

»Sich wohl eingeschaltet haben!«, stöhnte Justus.

Di-di-di-di-di-di-di-dit.

Der Erste Detektiv schüttelte fassungslos den Kopf.

Di-di-di-di-di-di-di-dit.

»Peter?«

Di-di-di-di-di-di-di-dit.

»Ja?«

Di-di-di-di-di-di-di-dit.

»Würdest du mir einen Gefallen tun?«

Di-di-di-di-di-di-di-dit.

»Welchen denn?«

Di-di-di-di-di-di-di-dit.

»Stell ihn aus!«

Im Labyrinth

Bobs Reisetagebuch:

Es ist später Abend. Draußen braut sich bereits der Nebel zusammen, aber zum Glück haben wir wieder Strom. Und im Hellen ist alles nur noch halb so unheimlich. Die Mastersons sind endlich ins Bett gegangen. Ich dachte schon, die würden nie aufhören zu fragen. Justus, Peter und Sarah sitzen noch bei mir, trinken Beruhigungstee (darauf hat Peter bestanden, aber ehrlich gesagt habe ich nichts dagegen) und quatschen. Und ich finde, es ist an der Zeit, auch den Rest der Geschichte niederzuschreiben. Wo war ich also stehen geblieben?

Genau: Wir schleppten Harvey Radcliffe mit vereinten Kräften zum Keller von Lakeview. Ein paar Stunden später kamen die Mastersons zurück - in Begleitung der Polizei. Sie nahmen Radcliffe sofort fest, als sie erkannten, dass er tatsächlich der entflohene Sträfling ist, von dem Peter im Radio gehört hatte. Mir wurde erst in diesem Moment klar, dass mir deshalb Radcliffes Name in Mr Falkners Computeraufzeichnungen so bekannt vorgekommen war.

Die Polizeibeamten erzählten uns, dass Radcliffe wegen Raubüberfall und mehrerer Fälle von schwerer Körperverletzung im Gefängnis gesessen hatte und vor einigen Monaten ausgebrochen war. Er sei leicht zurückgeblieben, aber gerade deshalb so gefährlich. Aber jetzt ist er glücklicherweise wieder auf dem Weg in seine Arrestzelle. Ich bin heilfroh, dass ich mit dem Kerl nichts mehr zu tun haben werde.

Gemeinsam mit der Polizei und Radcliffe selbst lösten wir auch den Rest des Rätsels: Radcliffe hatte durch die Lektüre des Tagebuches seiner verstorbenen Mutter erfahren, wer sein Vater, den er nie gekannt hatte, gewesen war. Und dass dieser vor vielen Jahren hier am Nebelberg eine Goldmine gehabt hatte. Im Tagebuch war wohl auch davon die Rede, dass es noch

Gold in der Mine gibt. Und das wollte Radcliffe natürlich haben. Er schlug sich auf der Flucht vor der Polizei bis hierher durch und verschanzte sich oben auf dem Berg in einer alten, vergessenen Hütte. Von dort aus suchte er nach dem Eingang zur Mine. Im Tagebuch seiner Mutter stand nämlich nichts darüber, wo dieser zu finden war. Also nahm Radcliffe an, der Eingang sei irgendwo auf dem Gipfel des Berges. Er fand eine Höhle in der Nähe der Hütte und durchsuchte sie - aber ohne Erfolg, dabei war er dort bereits ganz dicht dran. Doch die zweite Höhle hinter der dünnen Felswand hat er nie entdeckt. Dann probierte er es mit Sprengungen. Justus und Peter haben in der Hütte Dynamit entdeckt. Er jagte willkürlich irgendwelche Felsen in die Luft, weil er glaubte, dass sie den Mineneingang verbargen. Wie gesagt, der Hellste war er nicht. Hell genug jedoch, um die Sprengungen nachts zu machen. Er hatte Angst, man könnte die Explosionen bis hinunter nach Greenvalley hören, und zog daher eine Zeit vor, zu der alle schlafen.

Fast alle. Denn wie der Zufall es wollte, waren die drei schlauen Detektive aus Rocky Beach dank Peters bescheuertem Wecker vor drei Nächten zu genau diesem Zeitpunkt wach. Das Erdbeben, das wir spürten, war kein Erdbeben gewesen, sondern eine Explosion. Genau wie in der Nacht darauf. Die Sprengungen haben auch Teile der Gänge in der Mine zum Einsturz gebracht. Justus hat also mit seiner Behauptung, das seien keine Erdbeben gewesen, wieder einmal Recht behalten. Es ist doch immer dasselbe mit ihm.

Radcliffe suchte also nach Gold, während wir über den Nebelberg wanderten und plötzlich dem Phantom begegneten. Um genau zu sein, Marc. Der hatte nämlich ebenfalls Stellung auf dem Berg bezogen, weil die Operation von dort aus starten sollte. Er wollte gerade sein Zelt aufschlagen, als wir ihm über den Weg liefen. Also beschloss er kurzerhand, seine Phantomverkleidung an uns zu testen. Dieses unheimliche

Geheul kam von Tonband. Marc hatte tagelang zu Hause am Computer an diesem Sound und seiner schockierenden Wirkung geübt - mit überwältigendem Erfolg, würde ich sagen.

Die Schritte, die wir in der darauffolgenden Nacht vor unserem Zelt hörten - das war auch Marc. Er war auf dem Weg zu Lakeview, wo er sich heimlich mit Mr Falkner treffen wollte, und wäre dabei fast über unser Zelt gestolpert. Er hatte sich schon gedacht, dass in diesem Zelt die drei Idioten vom Nachmittag lagen, beschloss aber, es nicht zu übertreiben, und ging weiter. Wie rücksichtsvoll von ihm.

Beim Treffen mit Mr Falkner berichtete Marc von seiner Begegnung mit uns und sie besprachen die nächsten Schritte. Aber sie kamen nicht mehr dazu, ihre Pläne auszuführen, denn am nächsten Tag entdeckte Marc zufällig die Berghütte. Radcliffe überraschte ihn. Er hatte Angst, Marc würde sein Versteck der Polizei melden, dabei wusste dieser gar nichts von einem entflohenen Sträfling. Radcliffe überwältigte und fesselte Marc, schleppte ihn in die Höhle und quetschte ihn aus. Jetzt war es Marc, der gehörig Schiss hatte (geschieht ihm Recht!), und er packte aus - wer er war, was die Phantomverkleidung für einen Zweck hatte und welche Pläne er gemeinsam mit Falkner verfolgte.

Und da beschloss Radcliffe, genau diese Pläne einfach zu übernehmen. Marc hatte ihm verraten, dass Lakeview der Eingang zur Mine war. Radcliffe war nun klar, dass er die ganze Zeit am falschen Ort gesucht hatte. Also legte er in der folgenden Nacht das Phantomkostüm an und kam im Schutz des Nebels herunter zum Haus. Er legte die Stromleitung, das Telefon und den Wagen der Mastersons lahm, damit sie zu Fuß fliehen mussten und lange genug wegbleiben würden. Und dann zog Radcliffe genau die Show ab, die eigentlich Marc und Falkner geplant hatten. Mr Falkner dachte selbstverständlich, Marc würde unter der Verkleidung stecken, und spielte das Spiel, das gar keines mehr war, mit. Draußen im Nebel wurde er

dann von Radcliffe niedergeschlagen und auf den Berg geschleppt. Den Rest der Geschichte über diese Horrornacht habe ich ja bereits aufgeschrieben. Ich werde langsam müde. Nach diesem anstrengenden Tag werde ich wahrscheinlich schlafen wie ein Stein. Der Rest nun also in der Kurzfassung: Die Mastersons waren natürlich schockiert über alles, was passiert ist. Justus nötigte Falkner dazu, selbst zu erzählen, wie er in die ganze Geschichte verwickelt war. Das Schuldbewusstsein stand ihm geradezu ins Gesicht geschrieben. Erst dachte ich, er würde gar nichts mehr sagen. Aber dann hat er tatsächlich die ganze Wahrheit auf den Tisch gelegt. Ehrlich gesagt hat mich das richtig beeindruckt. Das hätte ich einem Feigling wie Falkner gar nicht zugetraut.

Um es noch kürzer zu machen: Mrs Masterson war kein bisschen beeindruckt, sondern empört. Sie hat Falkner kurzerhand rausgeschmissen. Und Marc gleich hinterher. Wie die beiden jetzt nach Hause kommen, war ihr herzlich egal. Aber Marc hat ja noch sein Zelt dabei...

Was bleibt, ist die Frage, was wir mit dem Rest unserer Ferien anfangen werden. Aufs Wandern hat niemand mehr Lust. Aber Justus hat schon einen neuen Plan. Er wollte noch nicht so recht mit der Sprache rausrücken, aber wenn ich die Lage richtig einschätze, werden wir schon sehr bald wieder unter der Erde sein...

»Okay, wir gehen jetzt nach Osten.«

»Genau nach Osten?«

»Naja, ein bisschen südlich auch. Ost-Südost.«

»Das muss ich schon genau wissen, Peter, sonst kann ich die Karte gleich wegschmeißen!«

»Ist ja gut, ist ja gut, Bob. Ost-Südost also. Justus, zählst du mit?«

»... zwölf, dreizehn, vierzehn, fünfzehn. Fünfzehn Meter bis zur Abzweigung in nördliche Richtung.«

Peter sah auf seinen Kompass und bestätigte: »Genau nördlich diesmal.«

Bob nickte zufrieden und trug das Ergebnis in die Karte ein. Dann hob er die Taschenlampe und leuchtete in den nach Norden führenden Gang. In der Ferne sah er schon die nächsten Abzweigungen. Diese Mine war wirklich ein Labyrinth! Zwei Tage waren seit den dramatischen Ereignissen in diesen Tunneln vergangen. Mr Falkner war inzwischen wahrscheinlich in Greenvalley angekommen und von dort aus nach Hause abgereist. Vermutlich würde er nie wieder einen Fuß in diese Gegend setzen. Bei dem Gedanken daran kicherte Peter.

»Was gibt es denn zu lachen?«, fragte Justus.

»Ich muss gerade daran denken, wie Mrs Masterson ausgeflippt ist, als sie erfuhr, dass Falkner sie zu einer Romanfigur gemacht hatte. Dieser Gesichtsausdruck! Sie war so entsetzt, als hätte man heimlich Fotos von ihr in Unterwäsche gemacht.«

»Der arme Falkner«, sagte Bob.

»Na, na!«, mahnte Justus. »Bedauern würde ich ihn nicht gerade. Er hat sich ja wohl reichlich danebenbenommen!«

»Schon. Aber er ist doch bereits gestraft genug. Die jahrelange Recherche, der sorgsam überlegte Plan - all das für nichts! Er hat nicht bekommen, was er wollte. Kein Gold und auch keine Geschichte. Jedenfalls nicht die, die er wollte.«

»Geschieht ihm Recht«, beharrte Justus. Dann grinste er. »Außerdem haben wir jetzt das größere Zimmer in Lakeview.«

Die drei ??? hatten beschlossen, ihre Wanderung zu beenden und stattdessen den Rest der Woche bei den Mastersons zu verbringen. Denn noch waren nicht alle Geheimnisse des Nebelbergs gelüftet. Die letzte offene Frage war, ob es

tatsächlich ein verstecktes Goldvorkommen in der Mine gab. Der einzige Hinweis darauf war der Brief, den Ashford an Melissa Radcliffe geschrieben hatte. Aber vielleicht hatte Richard Ashford sich die Geschichte nur ausgedacht, um vor seiner Geliebten gut dazustehen. War die Mine möglicherweise doch tot? Das galt es herauszufinden! Die drei Detektive hatten sich vorgenommen, die Mine zu erkunden und auf die Suche nach dem Gold zu gehen. Nachdem sie am ersten Tag noch versucht hatten, die verwinkelten Wege mit Pfeilen und Fragezeichen zu markieren (und sich dabei trotzdem verlaufen hatten), waren sie nun dazu übergegangen, die Mine in allen Einzelheiten zu kartografieren. Sie waren Entdecker in einer vergessenen Welt. Das war viel, viel besser als jede Wanderung! »Wir sind jetzt achteinhalb Meter bis zur nächsten Abzweigung gegangen«, vermeldete Justus. Der Gang nach rechts ist etwa eineinhalb Meter breit und führt in...«

»Nordöstliche Richtung. He! Seht mal da!« Peter leuchtete in den neu entdeckten Gang.

Er war nicht besonders lang. An seinem Ende befand sich etwas, das die drei ??? auf ihren Erkundungen bisher noch nicht gesehen hatten: ein hölzernes Tor. Neugierig traten sie näher. An dem Tor hing ein Schild. »Durchgang verboten! Einsturzgefahr!«, las Justus vor und plötzlich spürte er ein Kribbeln im Magen. Er sah Bob an. Dann Peter. »Denkt ihr das Gleiche, was ich denke?«

»Dass wir da nicht reingehen sollten, wenn wir nicht lebendig begraben werden wollen?«, fragte Peter. »Ja, absolut, genau das denke ich.«

Doch der Erste Detektiv schüttelte unwillig den Kopf. »Könnte es nicht sein, dass Richard Ashford damals diesen Gang verschloss und das Warnschild anbrachte, um vor den neugierigen Minenarbeitern ein Geheimnis zu bewahren?«

»Du meinst...«

»Genau das!« Justus nahm das Tor unter die Lupe. Es gab ein Schloss, doch das hing offen am Riegel. Derjenige, der als Letzter hier gewesen war, hatte es nicht für nötig gehalten, das Tor zu verschließen. Der hölzerne Flügel war nur angelehnt. Doch die Scharniere waren so stark verrostet, dass er sich kaum bewegen ließ. Als Justus heftig zog, rieselte Rost zu Boden und das Tor schwang mit einem lang gezogenen, gequälten Quietschen, das endlos in den Tunneln widerhallte, auf. Mit pochendem Herzen betraten die drei ??? die dahinter liegende Höhle. Sie war klein und rund. In der Mitte führte eine Holzleiter nach oben und durch eine Öffnung in der Decke eine Ebene höher. Eine der oberen Sprossen war zerbrochen. Und am unteren Ende der Leiter lag -

»Ein Skelett!« Der Zweite Detektiv stieß einen kleinen Schrei aus. Er blickte in die schwarzen Augenhöhlen eines grinsenden Totenschädels.

Den drei Detektiven lief ein kalter Schauer über den Rücken, als sie auf das bleiche Gerippe hinuntersahen, das im Schein der Taschenlampe hell leuchtete.

Der Mann - wenn es ein Mann gewesen war - lag schon sehr, sehr lange hier. Die Knochen waren vollkommen weiß und glatt, nur noch Fetzen von Kleidung hingen daran herab. Der Körper war furchtbar verkrümmt und verrenkt. Der Kopf, an dem noch Reste von Haaren klebten, blickte nach oben. Es bestand kein Zweifel: Dieser Mann war von der Leiter gestürzt, als die oberste Sprosse nachgegeben hatte, und hatte sich das Genick gebrochen. Es war ein grauenhafter Anblick.

Lange Zeit sagte niemand ein Wort, bis Justus das Schweigen brach: »Ich denke, nun wissen wir, warum Richard Ashford eines Tages spurlos verschwand.«

»Du meinst wirklich, das ist Ashford?«, fragte Bob flüsternd.

»Das ist die einzige Erklärung, die Sinn macht«, antwortete Justus. »Ashford war der Einzige, der den Zugang zur Mine

kannte. Nach ihm ist niemand sonst mehr hierher gekommen, der die Leiche hätte finden können. Und es passt auch mit seinem mysteriösen Verschwinden zusammen.«

»Der arme Mann«, sagte Peter. »Er hat sich vor Jahrzehnten zu Tode gestürzt und niemand hat es bemerkt. Bis zum heutigen Tage.«

»Die Frage ist: Was hat es mit diesem Tor auf sich? Einsturzgefahr herrscht in dieser Höhle meiner Meinung nach nicht. Dass die Leiter nachgegeben hat, war purer Zufall.« Der Erste Detektiv blickte nach oben durch die Öffnung. »Wir müssen da hoch!«

»Bist... bist du sicher?«, stotterte Peter. »Ist das nicht zu gefährlich?«

»Hast du Angst vor dem Skelett?«, fragte Justus spöttisch. »Brauchst du nicht. Das ist nämlich tot.«

»Sehr witzig. Ich rede von der Leiter. Ich möchte ungern Ashfords Schicksal teilen.«

»Da gebe ich dir Recht. Wir suchen eine andere.« Die drei ??? eilten zurück und organisierten aus einem der anderen Tunnel eine Leiter, die stabil genug war, um sie zu tragen. Dann stellten sie sie neben dem Skelett auf und stiegen nacheinander in die obere Ebene.

Das Loch in der Decke führte in einen langen Gang. Er war ein wenig schmaler als die anderen und führte endlos weit in den Berg hinein. Auf den ersten Blick sah er genau so aus wie die anderen Gänge auch, die sie bisher untersucht hatten. Doch als sie die Lichtkegel ihrer Taschenlampen über die Wände gleiten ließen, sahen sie den Unterschied: Das Felsgestein funkelte! Justus stockte der Atem. Er ging näher an die linke Wand heran und strich mit dem Finger über den kalten Stein. Durch den Felsen verliefen helle, metallisch glänzende Adern, die wie die Reflexionen einer leicht bewegten Wasseroberfläche schimmerten. Sie bedeckten die gesamte Tunnelwand und zogen

sich tief in den Berg hinein, weiter, als ihre Taschenlampen reichten. Überall glitzerte es! Es war wie in einer sagenhaften Schatzhöhle, Ehrfürchtig sahen sie sich um. Niemand wagte den Gedanken auszusprechen. Aber dann taten sie es doch, und zwar alle gleichzeitig: »Gold!«

Bobs Reisetagebuch:

Und so endete unser Fall. Wir haben das Gold gefunden! Wem es nun tatsächlich gehört, werden die Polizei und eine Reihe von Anwälten noch klären müssen. Uns ist das ziemlich egal, denn wir werden so oder so einen Finderlohn kassieren, das steht schon mal fest. (Um ehrlich zu sein: Ein kleines Stückchen Gold hat jeder von uns bereits vorsorglich aus der Wand geschlagen, aber diese Tatsache werde ich im offiziellen Fallbericht, den ich anfertigen werde, sobald wir wieder in Rocky Beach sind, verschweigen.)

Die Mastersons feiern uns als Helden und überlegen nun, ob sie als Mittel gegen die Einsamkeit hier oben vielleicht Touristenführungen durch die Mine machen sollten. Ich finde, das ist eine großartige Idee.

Bleibt noch zu erwähnen, dass Peter darauf besteht, dass sein blöder Wecker einen Ehrenplatz in unserer Zentrale erhält. Er wird nicht müde zu betonen, dass dieses Teil uns schließlich das Leben gerettet hätte. Justus und ich sind bereit, uns darauf einzulassen. Aber nur, wenn wir vorher die Batterien rausnehmen.